Nr.276

Überleben



UnAuf

Unverzichtbare Lektüre zum Semesterstart.

Monat für Monat liefern die »Blätter« pointierte Kommentare und fundierte Analysen zum Zeitgeschehen.

Jetzt abonnieren: Das Jubiläumsabo kostet für Studierende **nur 79€** im ersten Jahr statt 103€.



Zum Jubiläum:
Print und digital zum Sonderpreis!

Hier bestellen:
blaetter.de/abo70

Blätter
für deutsche und internationale Politik

LIEBE LESER*INNEN,

es ist Montag Morgen. Eine junge Studentin sitzt bei ihrem Teilzeitjob, übermüdet von letzter Nacht, gestresst von Klausuren, besorgt, wie sie die Miete ihres WG-Zimmers diesen Monat stemmen soll. In den sozialen Medien begegnen ihr neben KI-Brainrot Bilder von Leid und Zerstörung, von Kriegen und Umweltkatastrophen. Ihre Situationship hat ihr seit einigen Stunden nicht geantwortet. Sie blickt aus dem Fenster und sieht eine Atomexplosion – endlich. Sie atmet erleichtert aus und schließt die Augen.

So oder so ähnlich lässt sich die Situation ausschmücken, die in einigen Memes online beschrieben wird. Im Zeitalter einer potentiell unaufhaltbaren Zerstörung der Erde und der Menschheit durch Klimawandel, Kapitalismus und Krieg hat sich eine neue Form des Internet-Humors entwickelt. Ein Humor, der uns beim Überleben hilft. Doch sieht die Zukunft für die Gen Z wirklich so dystopisch aus? Träumen wir vom Ende der Welt?

In unserer neuen Ausgabe *Überleben* hat sich unsere Gen Z-Redaktion diesen Fragen angenähert. Wir haben uns damit beschäftigt, was Überleben für Menschen in unterschiedlichen Lebensbereichen heute bedeutet – und wie sie es trotz allem bewerkstelligen. Wir zeigen, wie Menschen in Berlin die Wohnungsnot überleben und fragen uns, ob die Wissenschaftsfreiheit im aufkommenden Faschismus durch die AfD weiterhin bestehen kann. Im Interview spricht die Mitarbeiterin eines Trauercafés darüber, was es bedeutet, einen geliebten Menschen zu überleben. Auch auf die Fragen, wie Berliner Student*innen mit psychischen Krankheiten umgehen und wie das Leben mit ME/CFS aussieht, haben wir Antworten gesucht. Sowohl bei Menschen als auch bei Fischen fragen wir uns außerdem, ob die Welt heute nicht ohne Männer besser auskommt.

Egal ob es um Politik, Kultur oder Gesundheit geht: Wenn unsere neue Ausgabe eines deutlich zeigt, dann dass wir im Jahr 2026, in dem es sich manchmal anfühlt, als wäre alles schon verloren, eines bewahrt haben – den Drang zu überleben.

Viel Spaß beim Lesen!

EURE CHEFREDAKTION ANDY, EMELY, THORDIS UND FELICITAS, SOWIE DIE GESAMTE UNAUF-REDAKTION



INHALT

5 Von Couch zu Couch: Die Wohnungsnot überstehen

6 „Ich muss rationieren, wie oft ich mich hinsetze“ – Leben mit ME/CFS

9 „Der Umgang mit Geschichte ist wichtig“

10 Wahlen in Sachsen-Anhalt: Hoffnung ist alternativlos

12 Heißer Sommer, wenig Schutz

14 Großstadtdschungel: Zwischen Möglichkeiten und Einsamkeit

15 Ist Mut der Schlüssel zur Freiheit?

16 „Anwältin der Betroffenen“: Student*innen im Kampf um Geschlechtergerechtigkeit

18 Dating im Überlebensmodus und die Debatte des „Heterofatalismus“

21 Ohne Männer überleben?

22 Kleine Wachmacher

24 „Meine Trauerbegleitung ist wie ein Buffet. Man nimmt sich nur das, was man möchte.“

26 Berlins Motor ohne Treibstoff – wie die Kulturszene ums Überleben kämpft

28 Auf der Suche nach Menschlichkeit: Ein Metro 2033 Essay

29 Wer Berlin in der Katastrophe hilft

30 Psychologische Beratung der HU: Hilfe ist erlaubt!

IMPRESSUM

Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V. (Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin)

Druck: GemeindebriefDruckerei, Eichenring 15a, 29393 Groß Oesingen

Chefredaktion: Andreas Stein, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Thordis Schreiber

Schlussredakteur*innen: Andreas Stein, Daria Schriever, Emely Stache, Felicitas Hohmann, Finn Oster, Jakob Gerstberger, Linda Giesa, Mara Buddeke, Milla Jenssen, Ophelia Böttcher, Tobias Würtz

Layout und Gestaltung: Fernanda Candas, Valentina Corredor

Titelbild: Fernanda Candas, Valentina Corredor

Illustrator*innen: Christina Weißbach, Dia Diekmann, Felipa Racky, Lucia Maluga

Auflage: 2.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Wir kuratieren Werbung nach bestem Ermessen, bleiben aber unabhängig von den Anliegen der Werbepartner*innen. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leser*innenbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Schlussredaktion der Ausgabe: 14.08.2026

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAufgefordert online: www.unauf.de
Instagram: @unaufgefordert
Kontakt: chefred@unauf.de
Anzeigen: werbung@unauf.de

Offene Redaktionssitzung: Jeden Montag im Semester, jeden zweiten Montag in der vorlesungsfreien Zeit. Immer um 18:30 Uhr in der Schönhauser Allee 10-11, Raum 3.30.

VON COUCH ZU COUCH: DIE WOHNUNGSNOT ÜBERSTEHEN

Ophelia Böttcher (21, sie/ihr) studiert im Bachelor Geographie und braucht ihren Fahrradhelm zum Überleben.

Stell dir vor: Es ist morgens in der Berliner S-Bahn. Eine junge Frau liest in ihren Uni-Unterlagen, die Kleidung gepflegt. Niemand im Abteil ahnt, dass die Tasche auf ihrem Schoß ihren gesamten Besitz enthält. Sie schläft seit Monaten auf dem Sofa eines Bekannten. Keine Isomatte, keine Pappe auf dem Asphalt – und doch hat sie kein Zuhause. Sie ist verdeckt wohnungslos.

Wer durch Berlin geht, sieht das Elend der Straße täglich. Doch die sichtbare Obdachlosigkeit an den Bahnhöfen und in den Parkanlagen ist nur die Spitze des Eisbergs. Im Schatten des kollabierten Berliner Wohnungsmarkts existiert ein weitgehend unsichtbares Phänomen: verdeckte Wohnungslosigkeit.

So wie der Frau in der S-Bahn geht es in Deutschland vielen Menschen. Nach offiziellen Erhebungen des Statistischen Bundesamtes sind bundesweit über 400.000 Menschen als wohnungslos erfasst – doch diese Zahl greift zu kurz. In den behördlichen Statistiken tauchen nur jene auf, die in öffentlichen Notunterkünften oder Heimen untergebracht sind. Wer bei Bekannten auf der Couch schläft, in Hostels unterkommt oder in prekären Zweckgemeinschaften verharrt, ist Teil einer Dunkelziffer.

Die spezifische Not von Frauen

Besonders ausgeprägt ist dieses Phänomen bei Frauen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe weist in ihren Fachpublikationen zur geschlechterspezifischen Wohnungsnot seit Jahren darauf hin, dass Frauen bei drohender Wohnungslosigkeit völlig andere Überlebensstrategien als Männer nutzen. Sie versuchen mit allen Mitteln, das Übernachten auf der Straße zu vermeiden.

Der Grund dafür ist schlicht Selbstschutz. Die Straße bedeutet für Frauen ein extrem hohes Risiko für sexualisierte und körperliche Gewalt. Um dem zu entgehen, wählen sie das kleinere Übel: die Unsichtbarkeit.

Wie die Berliner Facheinrichtung Evas Haltestelle in ihren Analysen zur Situation wohnungsloser Frauen in der Hauptstadt dokumentiert, zahlen die Betroffenen für ein Dach über dem Kopf jedoch einen hohen Preis.

Um nicht auf der Straße zu landen, bleiben viele Frauen in gewalttätigen Partnerschaften oder gehen riskante Gegenleistungen ein. „Couch-Surfing“ bedeutet für Frauen oft Gefahr vor Missbrauch und Ausbeutung.



Ein Leben in permanenter Anpassung

Das Überleben im Verborgenen ist ein psychischer Kraftakt. Wer auf den Sofas anderer Leute schläft, existiert unter dem Diktat der totalen Anpassung. Die Betroffenen dürfen keine Last sein. Sie putzen, kochen, machen sich emotional unsichtbar und versuchen krampfhaft, nach außen die Fassade der Normalität aufrechtzuerhalten.

Diese Dauerbelastung zermürbt. Wie Träger der Berliner Wohnungslosenhilfe in ihren Berichten betonen, führt das permanente Aufrechterhalten dieser Fassade zu chronischem Stress, Angstzuständen und tiefer Scham. Die ständige Sorge, am nächsten Tag vor der Tür zu stehen, lässt keinen Raum für Erholung.

Auch unter Student*innen in Großstädten wie Berlin existiert dieses Problem. Wer zum Semesterstart keinen Wohnheimplatz oder kein bezahlbares Zimmer findet, landet schnell im gleichen Hamsterrad aus Zwischenmieten, Hostels und Ausweichschlafplätzen – ein Zustand prekärer Wohnungslosigkeit der den Fokus aufs Studium erschwert.

Verdeckte Wohnungslosigkeit ist somit ein zermürbender Kampf ums Überleben – nicht primär gegen Kälte, sondern gegen die totale mentale Erschöpfung. Es ist die permanente Unsicherheit, die an den Kräften zehrt, während nach außen das Funktionieren im Studium oder Job eingefordert wird.

Illustration: Christina Weißbach

„ICH MUSS RATIONIEREN, WIE OFT ICH MICH HINSETZE" - LEBEN MIT ME/CFS

Die Covid-19 Pandemie und Social Media haben einer Krankheit Aufmerksamkeit verschafft, die noch vor ein paar Jahren die wenigsten Menschen kannten: ME/CFS oder Chronisches Fatigue-Syndrom. Unsere Autorin hat mit dem ehemaligen HU-Studenten Bengt (25) über sein Leben mit der Krankheit gesprochen.

UnAuf: Wie sah dein Leben vor der ME/CFS Erkrankung aus?

Bengt: Ich war vor der Erkrankung eigentlich kerngesund. Ich hatte keine gesundheitlichen Probleme und habe ganz normal in Berlin gewohnt und studiert. Französisch und Deutsch im Bachelor, war schon fast fertig tatsächlich. Und sonst habe ich Sport gemacht und war im Chor. Ein ganz normales Studentenleben, würde ich sagen. Dann habe ich im November 2023 Corona bekommen.

UnAuf: Und gab es einen Moment während deiner Covid Erkrankung, wo du gemerkt hast, irgendwas stimmt hier nicht?



Bengt: Erst hat es sich wie eine Grippe angefühlt. Noch während der Infektion habe ich angefangen, ganz verschwommen zu sehen, hatte starken Schwindel und da dachte ich mir schon, irgendwas ist hier komisch. Ich bin in die Notaufnahme gegangen, da wurde alles Schlimmere, wie ein Schlaganfall, erstmal ausgeschlossen. Sie haben mich wieder nach Hause geschickt. Aber von da an bin ich nie richtig gesund geworden. Am Anfang konnte ich noch ein bisschen rausgehen, aber meine körperlichen Grenzen waren definitiv eingeschränkter. Ich konnte nicht mehr so weit laufen, musste aufpassen, dass ich beim Gehen nicht hinfalle, weil ich so starken Schwindel hatte. Wahrscheinlich durch eine Überlastung beim Spazierengehen hat sich meine Situation sehr stark verschlechtert. Ich bin sehr schnell in den Schwerzustand gerutscht, habe innerhalb von Tagen gemerkt, dass ich immer weniger kann und für alles außerhalb des Bettes brauche ich mittlerweile einen Rollstuhl.

UnAuf: Wie lange hat es gedauert bis zur offiziellen Diagnose?

Bengt: Dadurch, dass 2023 die Pandemie schon ein bisschen am Laufen war, war schon bekannt, dass man nach einer Corona Infektion entweder Long Covid oder auch ME/CFS entwickeln kann. Das heißt, es stand schon recht früh im Raum, dass ich Long Covid haben könnte. Genau ein Jahr später, im November 2024, wurde in der ME/CFS Sprechstunde der Charité die Diagnose gestellt. Es hat praktisch mit Long Covid angefangen und sich so weit verschlechtert, dass die ME/CFS Diagnose gestellt wurde. Was zwischen den beiden der wichtigste Unterschied ist, ist, dass man bei ME/CFS diese post-exertionelle Malaise hat, das bedeutet, dass man nach Anstrengungen einen gesundheitlichen Zusammenbruch hat.

UnAuf: Wie anstrengend ist unser Gespräch gerade für dich, denkst du, dass es dir noch nachhängen wird?

Bengt: Ja, auf jeden Fall. Bei so einem Gespräch muss ich gucken, dass ich an dem Tag nicht noch groß was anderes mache. Oft ist es auch so, dass es mir während des Gesprächs noch gut geht und die Verschlechterung erst später kommt. Dann wird mir ganz heiß und alle Symptome werden stärker. Aber das ist eben das Schwierige, dass man die Überlastung erst im Nachhinein merkt und währenddessen noch nicht genau weiß – ist es zu viel oder nicht.

UnAuf: Wie sieht dein Alltag mittlerweile aus?

Bengt: Es ist natürlich ganz weit weg vom Alltag eines gesunden Menschen. Ich bin froh, dass ich das, was ich noch machen kann, machen kann. Wir reden hier wirklich über Basics. Zum Beispiel, dass ich mich noch selbst in den Rollstuhl setzen und mich damit einigermaßen in der Wohnung bewegen kann. Ganz viel muss meine Familie übernehmen, Essen machen, den Haushalt. Ich kann Frühstück essen, mir die Zähne putzen, dann muss ich wirklich schon sehr aushalten mit mei-

ner Energie. Ich muss rationieren, wie oft ich mich hinsetze. Wenn ich mich mehrmals am Tag aufrecht hin oder in den Rollstuhl setze, weiß ich, abends schaffe ich es allein nicht mehr. Also der Alltag ist wirklich auf das Allernötigste beschränkt, was ich noch selbst machen kann.

UnAuf: Das ist eine Krankheit, die in der Forschung lange vernachlässigt wurde. Ist es eine Hoffnung von dir, dass es irgendwann Heilungsmöglichkeiten gibt, oder würdest du sagen, es überwiegt eher die Angst, dass es sich noch weiter verschlechtert?

Bengt: Es ist zweischneidig. Auf der einen Seite braucht man die Hoffnung, dass es irgendwann besser werden kann. Wenn ich jetzt sagen würde, ich habe keine Hoffnung mehr, dass man das irgendwann behandeln kann, dann weiß ich nicht, ob ich das so durchstehen würde. Auf der anderen Seite bin ich in der Community unterwegs und sehe, wie schlecht es noch werden kann. Ich bin weit davon entfernt, schwerst betroffen zu sein. Das geht ja bis zur künstlichen Ernährung, dass man nicht mehr sprechen kann. Es ist mittlerweile häufig, dass man von Tod durch assistierten Suizid hört, oder von Betroffenen, die einfach durch die Krankheit sterben. Da muss man wirklich gucken, das nicht zu nah an sich ranzulassen, sonst ist es wirklich sehr schwer, damit zurechtzukommen.

UnAuf: Du sagst, du bist in der Community unterwegs, bist du dann auch im Austausch mit anderen Betroffenen?

Bengt: Ja, ich bin gut vernetzt in der Community. Es gibt auch einen Verein, der heißt Fatigatio e.V., die machen speziell für junge Betroffene einmal im Monat ein Zoom-Meeting wo man sich austauschen kann. Das ist sehr angenehm, finde ich. Ansonsten ist die Community auch auf Instagram sehr aktiv. Es gibt einige Accounts, die viel Reichweite haben. Auf der einen Seite ist es natürlich für Betroffene schwierig, solche Inhalte zu sehen. Auf der anderen Seite finde ich, man sollte die hässliche Realität der Krankheit auch nicht verschweigen. Es sollte jeder wissen, wie weit es kommen kann. Deswegen bin ich froh, dass das auch gezeigt wird.

UnAuf: Wie war damals der Kontakt mit der HU?

Bengt: Das ist eine ganz schöne Geschichte. Als ich krank wurde, war ich mitten im letzten Semester, bevor ich meine Bachelorarbeit geschrieben hätte. Das Semester musste ich erstmal abbrechen und habe ein Urlaubssemester beantragt. Davon kann man an der HU aber nur maximal zwei machen. Dann war ich im Austausch mit der Allgemeinen Studienberatung und der Studienfachberatung, um herauszufinden, was ich in meiner Situation machen kann. Es ist natürlich sehr ärgerlich, wenn man so weit im Studium ist und es dann nicht beenden kann. Und jetzt, nach fast drei Jahren, bin ich im Einverständnis mit der Studienberatung zu dem Schluss gekommen, dass ich mich erstmal exmatrikulieren lasse mit der Option, dass ich, wenn mein Gesundheitszustand es zulässt, mich wieder einschreiben und weitermachen kann. Gut hätte ich gefunden, dass man sich länger beurlauben lassen kann, wenn man krank ist. Zwei Urlaubssemester sind bei so schweren chronischen Erkrankungen einfach nichts. Man wird nicht einfach mal gesund. Ich muss auch sagen, ich bin schon zu schwer betroffen, als dass ich noch in irgendeiner Form mein Studium hätte fortsetzen können, auch online nicht. Aber für Personen, die weniger schwer betroffen sind, könnte es wirklich Sinn machen, Distanzformate anzubieten.

UnAuf: Gibt es noch etwas, das dir auf dem Herzen liegt, das du unseren Leser*innen gerne mitgeben würdest?

Bengt: Einfach diese Tatsache, dass es wirklich jeden treffen kann. Das ist, glaube ich, nicht so im allgemeinen Bewusstsein drin. War es bei mir auch nicht, bevor ich krank wurde. Das klingt jetzt ein bisschen dramatisch, aber jeder ist theoretisch nur einen Infekt davon entfernt, an ME/CFS zu erkranken. Und ansonsten gibt es einmal im Jahr Demos, die immer im Mai sind. Je mehr Leute da sind, desto besser. Das können auch Angehörige oder Leute sein, die mal von der Krankheit gehört haben. Das ist eigentlich das Beste, was man für uns tun kann, weil wir selbst oft nicht hingehen können. Wir sind wirklich darauf angewiesen, weil je mehr Leute da sind, desto größer ist natürlich die Aufmerksamkeit durch die Medien.

Das Gespräch führte Milla Jenssen (25). Sie studiert im Master Kulturwissenschaft und braucht neun Stunden Schlaf zum Überleben.

Bild: Bengt


FRIEDRICHSTADT–
PALAST BERLIN
BERLIN'S Nº1
DER BÜHNEN
Du hast keine Lust auf Online-Streamen und willst lieber etwas live erleben?
Dann gönn Dir das Young Ticket für den Palast Berlin und erlebe
einzigartiges Live-Entertainment.
Bis zum 25. Lebensjahr kannst Du für nur 25 Euro Tickets für die
Grand Show im Palast buchen.
Scan for Tickets
Tickets & Info
www.palast.berlin/youngticket
Du bist älter als 25? Kein Problem!
Dann nutze unseren Studierenden-Rabatt – 20% in den Preiskategorien 1+ bis 4.
Friedrichstadt-Palast
Friedrichstraße 107 | 10117 Berlin-Mitte
Stay in touch

„Der Umgang mit Geschichte ist wichtig"

Alexandra Verbovsek ist Professorin für Archäologie und Kulturgeschichte Nordostafrikas an der Humboldt-Universität zu Berlin. Mit der UnAuf hat sie über die drohende Schließung und Überführung in ein Institut für Altertumswissenschaften gesprochen.

UnAuf: Die geplante Schließung des archäologischen Instituts hat in den vergangenen Monaten für viel Aufmerksamkeit gesorgt. Gehört es an Universitäten nicht auch dazu, dass sich Strukturen ändern und Institute zusammengelegt werden?

Alexandra Verbovsek: Natürlich ist die Streichung und Zusammenlegung von Instituten etwas, das es immer gegeben hat – sowohl an der HU als auch an anderen Universitäten. Fächer entwickeln sich weiter, bilden vielleicht auch neue Verbünde, das ist Teil der Dynamik. Momentan ist es aber so, dass sich diese Prozesse alleine aus der Sparpolitik ergeben.

UnAuf: Wie geht es Ihnen persönlich mit den Veränderungen?

Alexandra Verbovsek: Schlecht. Die ersten paar Monate hatten wir noch Hoffnung, aber die ist mehr oder weniger gestorben, als sich der Fakultätsrat gegen uns entschieden hat. Natürlich geht man jetzt den Prozess trotzdem weiter mit und versucht, seine Positionen zu stärken. Besonders wichtig ist mir dabei, den regionalen Schwerpunkt Afrika in der Archäologie immer wieder in die Diskussion einzubringen, weil er auch an anderen Universitäten stark bedroht ist.

Denn was unser Institut als Alleinstellungsmerkmal auszeichnet, ist die Sudanarchäologie. Es gibt zwar sudanarchäologische Forschungsschwerpunkte an anderen deutschen Universitäten, gelehrt wird sie als Fach aber nur hier. Die Sudanarchäologie zu erhalten ist besonders wichtig, da der Sudan eines der ärmsten Länder der Welt ist. Wissenschaftliche Kooperationen und Projekte sind starke Brücken in solche Länder.

UnAuf: Wie erleben Sie die Stimmung unter Ihren Student*innen?

Alexandra Verbovsek: Auf der einen Seite ist da ein neuer Zusammenhalt. Es gibt Studierende, die sich sehr für das Institut eingesetzt und uns damit den Rücken gestärkt haben. Die ganzen Aktionen, die Demos, Interviews und Briefe, das war wichtig. Aber es herrscht auch viel Frust, weil all das an der HU kaum einen Effekt gezeigt hat.

UnAuf: Könnte die Umstrukturierung nicht auch zu Verbesserungen führen?

Alexandra Verbovsek: Veränderung kann immer produktiv sein. Nach jetzigen Vorstellungen soll aber ein Institut für Altertumswissenschaften, also ein Zusammenschluss aus der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte und der Antiken Philosophie entstehen, an dem es dann zwei Professuren mit archäologischer Kompetenz gibt. In den Diskussionen der letzten Monate haben wir immer wieder versucht zu vermitteln, dass man mit einem Label „Altertumswissenschaftler" beruflich eigentlich nicht viel machen kann. Niemand braucht einen „Altertumswissenschaftler". Für uns ist es wichtig, Leute auszubilden, die sich wirklich in ihrem jeweiligen archäologischen Fach auskennen.

UnAuf: Welche Bedeutung hat die Archäologie aus Ihrer Sicht für unsere Gesellschaft, warum ist ihr Überleben wichtig?

Alexandra Verbovsek: Der Umgang mit der eigenen Geschichte, aber auch der Umgang mit der Geschichte anderer Kulturen ist sehr wichtig. Ich denke, wenn man kulturelles Wissen nur noch durch Menschen vermitteln lässt, die keine Experten sind, haben wir irgendwann ein Problem. Hinzu kommt, dass unsere Museen voll sind mit archäologischem Material, das noch nicht bearbeitet ist. Das sind durchaus Argumente, die für die Archäologie sprechen. Die Frage ist eben, ob sich eine Gesellschaft und damit auch eine Uni wie die HU eine starke Archäologie leisten möchte oder nicht.

Das Interview führten Mara Buddeke (28) und Felicitas Hohmann (25). Sie studieren im Master Europäische Literaturen.

WAHLEN IN SACHSEN-ANHALT: HOFFNUNG IST ALTERNATIVLOS

Tobias Würtz (26, er/ihm) studiert im Master Sozialwissenschaften und braucht jeden Tag einen Brownie, um im Grimm-Zentrum zu Überleben.

Wie überlebt die Wissenschaft eine AfD-Regierung? In Sachsen-Anhalt könnte sich diese Frage schon nach den Landtagswahlen im September stellen. Zwei Professoren aus Merseburg und Halle erzählen, wie sie auf Wahlen blicken und was ihnen Hoffnung macht.

Heinz-Jürgen Voß (46) schreitet mit Sakko über der Schulter durch den Flur des Hauptgebäudes der Hochschule Merseburg im nüchternen 50er-Jahre-Charme. Vor einem großen Wandbild des Malers Hans Rothe von 1964 bleibt er stehen. Darauf sind vor einem schwarzen Hintergrund Menschen unterschiedlicher Hautfarben in knallbunter Kleidung zu sehen. Einige machen Musik, andere tanzen und jubeln. „Das ist hier schon seit DDR-Zeiten und gehört zur Kunstsammlung der Hochschule", sagt Voß. „Es steht symbolisch für die internationale und interkulturelle Vielfalt und Freundschaft", so der Wissenschaftler. Seit 2014 ist Voß Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung in Merseburg und seit diesem Jahr sogar kommissarischer Rektor der Hochschule.

Vielfalt ist ein Wort, das Voß im Gespräch sehr oft verwendet. Zum Beispiel wenn er sagt: „Biologisches Geschlecht ist nicht so einfach zu denken, sondern individuell und vielfältig in Bezug auf die Entwicklung." Voß drückt sich eloquent aus und hört genau zu, während er konzentriert durch seine Brille blickt. Er spricht mit der hadernden Zurückhaltung eines Wissenschaftlers, dem es wichtig ist, seinen Forschungsgegenstand genau zu verstehen, anstatt leichtfertig steile Thesen aufzustellen. Trotzdem bekam er bereits nach seiner Dissertationsschrift 2010, die sich mit Geschelchterkonstruktionen in Biologie und Medizin befasste, Mord- und Kastrationsdrohungen. Was würde es für kritische Wissenschaftler wie ihn bedeuten, wenn die AfD in Sachsen-Anhalt im September an die Macht käme?

Bereits im Dritten Reich gab es eine eigene Sexualpädagogik



Studieren und Forschen im Grünen: Sexualwissenschaftler Heinz-Jürgen Voß auf dem Campus Merseburg.

Nach aktuellen Zahlen liegt die AfD in Sachsen-Anhalt in der Sonntagsfrage bei 41 Prozent – eine Regierungsbeteiligung erscheint deshalb nicht unwahrscheinlich. Voß erklärt: „Richtig eingreifen in die Organisation unserer Studiengänge als Hochschule kann eine AfD nicht, weil die Studiengänge von den Hochschulen selbst verantwortet werden. Es kann aber immer Druckpotential über den finanziellen Bereich kommen", so Voß. Allerdings werde die Vergabe von Drittmitteln durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) also auf Bundesebene entschieden.

Ein größeres Problem sei, dass die AfD sexualwissenschaftlich durchaus eine eigene Agenda verfolgen könnte. „Der erste Runderlass zur Sexualpädagogik wurde im April 1933 erlassen. Also ganz kurz nach der Machtübertragung an die Nazis", erklärt Voß. Meistens werde zuerst auf das Berliner Institut für Sexualwissenschaft von Magnus Hirschfeld verwiesen. Allerdings habe es auch eine NS-Sexualpädagogik gegeben, mit personellen Kontinuitäten in DDR und BRD.

Wenn es nach der AfD gehe, „soll ein Studiengang für Bevölkerungswissenschaft gegründet werden und ein Studiengang offensichtlich gegen die Orientalistik und die Arabistik in Halle gegründet werden, der sich kritische Islamwissenschaft nennt", so Voß. Ersterer könnte sich in Abgrenzung zu einer offenen Sexualwissenschaft eher mit „Fortpflanzungsfragen" beschäftigen, sagt Voß. Außerdem weist der Professor noch auf eine weiteren Punkt hin: „Interessant ist ja, dass es in Sachsen Anhalt keine einzige Professur an den Hochschulen mit einer Teildenomination Geschlechterforschung, Gender Studies oder Queer Studies gibt."

Bilder: Tobias Würtz

„In der Zeit bekam ich in der Regel eine Mord- oder Kastrationsdrohung pro Woche“

Auf seinem Weg zum Sexualwissenschaftler traf Voß von Anfang an auf Gegenwind. Für ein Dissertationsvorhaben im Fach Biologie, das nicht schon vorab in zwei Versuchsgruppen „männlich“ und „weiblich“ unterscheiden sollte, fand er zunächst keine Betreuung – obwohl er etwa 15 Professuren angefragt hatte. Erst nach einer Anpassung fand er eine Betreuung in den Fächern Soziologie und Biologie für seine Arbeit.

Nachdem er seine Doktorarbeit zu Hormonen und Geschlecht veröffentlicht hatte, hielt er 2010 öffentliche Vorträge. „In der Zeit hatte ich pro Woche in der Regel eine Mord- oder Kastrationsdrohung als E-Mail im Postfach“, sagt Voß. Wenn es darum gehe, andere Denkweisen mit einzubringen, sei gerade das Thema ‚geschlechtliche Vielfalt‘ aufgeladen. Allen Einschüchterungsversuchen zum Trotz äußerte sich der Sexualwissenschaftler weiterhin zu Themen wie Beschneidung oder Transfeindlichkeit. Die Entscheidung, ob er in der Öffentlichkeit stehen wolle und wie er Partner und Kinder schützt, sei für ihn schon im Jahr 2010 gefallen, als ihn die ersten Drohungen erreichten, so Voß weiter.

Auch Mario Brandhorst (52), Professor für Praktische Philosophie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg macht sich Sorgen. „Die AfD ist ja insbesondere in Sachsen-Anhalt dadurch aufgefallen, dass sie sich ganz stark in die Wissenschaftsbelange einmischen will“, sagt Brandhorst. „Das würde den Hochschulstandort Sachsen-Anhalt massiv schwächen.“ Die AfD wolle zurück zur Ordinarienuniversität, bei der ordentliche Professoren (Ordinarien) die Hochschulen dominierten. Diese waren in Deutschland bis zu den Hochschulreformen der 1960er- und 1970er-Jahre vorherrschend.

„Verteidiger von Menschenrechten sind heute der Feind“

Brandhorst hat sich in seiner Arbeit intensiv mit dem Thema Menschenwürde beschäftigt. „Wo Grundrechte von Menschen berührt sind – die demokratische Vielfalt, die Pluralität von Lebensentwürfen – da ist auch die Menschenwürde im Hintergrund als Wert gefährdet“, sagt Brandhorst. „Ich muss, glaube ich, gar nicht lange über sowas wie Remigration reden, was ein beschönigender Ausdruck für Massendeportationen und dementsprechend ein fundamental verfassungswidriger Gedanke ist.“

Die Folge: „Menschen mit Migrationshintergrund werden sich sehr gut überlegen, ob sie in Sachsen-Anhalt noch weiter leben wollen“, denkt Brandhorst. Er sei sich sicher, dass der Hochschulstandort personell massiv darunter leiden würde. Obwohl sie sich mit ihren Äußerungen angreifbar machen, ist es Brandhorst und Voß wichtig, sich zu äußern. „Ich finde, es gehört zu meiner Verantwortung als demokratischer Staatsbürger, für diese pluralistische, liberale Demokratie einzustehen“, so Brandhorst. „Ich hätte mir auch nie träumen lassen, dass wir in einer Situation sein werden, wo wir als Verteidiger von liberaler Demokratie und Menschenrechten irgendwie der Feind sind. Aber so ist es“, sagt der Philosophieprofessor.

Heinz-Jürgen Voß sagt von sich selbst, dass er trotz der Morddrohungen kein sorgenvoller Mensch sei. Für ihn sei es aktuell keineswegs ausgemacht, dass die AfD am Ende tatsächlich an einer Regierung beteiligt sein wird. „Wir sprechen vom Wahlprogramm der AfD, das als ‚Regierungsprogramm‘ gelabelt ist – darin drückt sich schon eine gewisse Überheblichkeit aus“, sagt der Sexualwissenschaftler Heinz-Jürgen Voß. Im Alltag zeichnet sich ein ganz anderes Bild – ein solidarisches. „Hier in der Region, sowohl in Merseburg als auch in Halle, schätze ich durchaus eine gewisse Direktheit, aber auch eine Offenheit und ein warmes Unterstützen“, sagt Voß. „Bei aller Kühle, die auch mal mitschwingen kann, ist es hier genauso ein Kontext, in dem ich gerne lebe.“



Das Wandbild „Völkerfreundschaft“ des DDR-Malers Hans Rothe ziert eine Wand im Hauptgebäude der HS Merseburg.

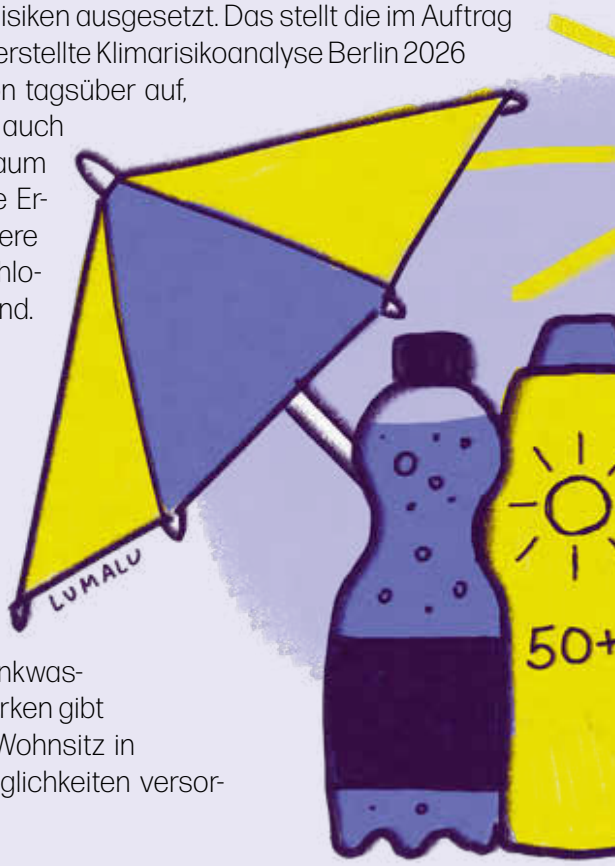
HEIßER SOMMER, WENIG SCHUTZ

Sophie Bley (26, sie/ihr) studiert im Master Europäische Literaturen und braucht Noise-Cancelling zum Überleben.

Insgesamt leben mindestens 6.000 Menschen auf den Straßen Berlins, und mit steigenden Temperaturen wächst auch ihr Unterstützungsbedarf. Je höher die Anzahl heißer Tage, desto wichtiger wird deshalb die Hitzehilfe.

Das Thermometer zeigt fast 40 Grad, als die erste große Hitzewelle des Jahres im Juni auf Berlin einbricht. Die lähmende Schwüle steht wie eine Wand und die Hitze flimmert über dem Beton. Wenn die Hauptstadt an heißen Sommertagen zum Hitzekessel wird, sind es für viele obdachlose Menschen nicht nur schweißtreibende Tage. Die Hitze stellt sie vor die existenzielle Frage, wo es Trinkwasser, Schatten und einen sicheren Ort zum Ausruhen gibt.

Dass solche Tage mit Temperaturen über 30 Grad keine Ausnahme mehr sind, zeigt sich seit einigen Jahren immer deutlicher. Berlin ist bereits erheblichen klimawandelbedingten Risiken ausgesetzt. Das stellt die im Auftrag der Senatsverwaltung für Mobilität, Verkehr, Klimaschutz und Umwelt erstellte Klimarisikoanalyse Berlin 2026 fest. In der dicht bebauten Innenstadt heizen sich Asphalt und Beton tagsüber auf, sodass die Gradzahl schnell ansteigt und es an sehr heißen Tagen auch nachts kaum abkühlt. Anders als am Stadtrand und im ländlichen Raum bleibt die Wärme so länger zwischen den Häusern stehen und eine Erholung von der Hitze bleibt aus. Für vulnerable Gruppen, zu denen ältere Menschen, Kleinkinder, Menschen mit Vorerkrankungen sowie obdachlose Menschen zählen, sind intensive Hitzeperioden besonders belastend.



Unterstützung durch die Berliner Hitzehilfe

Um von Obdachlosigkeit betroffene Menschen in der heißen Jahreszeit vor hitzebedingten Gesundheitsgefahren zu schützen, stellte die Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales, Gleichstellung, Integration, Vielfalt und Antidiskriminierung in diesem Jahr rund 370 Tausend Euro für die Berliner Hitzehilfe zur Verfügung. Mit dem Geld sollen Schutzräume für Bedürftige, mobile Unterstützungsteams und die Trinkwasserversorgung in der Stadt ausgebaut werden. In verschiedenen Bezirken gibt es insgesamt rund zehn Schutzräume, die Menschen ohne festen Wohnsitz in den Sommermonaten mit Trinkwasser, Sonnenschutz und Ruhemöglichkeiten versorgen.

Wie diese Hilfe konkret aussieht, zeigt das Angebot „Cool Weekend" der Berliner Stadtmission. Neben einer großen Traglufthalle, die bereits seit einigen Jahren als Notunterkunft für obdachlose und bedürftige Menschen dient, steht ein großes weißes Zelt. Hier sitzen Besucher*innen an Tischen oder dösen auf ausgeklappten Feldbetten im Schatten. Neben einem großen Trinkwasserspender bieten Mitarbeiter*innen und Ehrenamtliche der Berliner Stadtmission Obst, Snacks, kühle Getränke und Sonnenschutz an. Eine Sprühwasserwand sorgt zusätzlich für Abkühlung und verteilt einen feinen Wassernebel in der Luft, um die Hitze zumindest für einen Moment erträglicher zu machen.

Seit nun drei Jahren öffnet die Hitzehilfe am Containerbahnhof in Friedrichshain jedes Wochenende von Juni bis August für obdachlose Menschen. Der Standort ist nicht nur ein schattiger Rückzugsort vor der knallenden Sonne, auch medizinische Versorgung, Gesprächsangebote sowie Informationen zu Hilfsangeboten sollen obdachlose Menschen dabei unterstützen, durch den heißen Sommer zu kommen. An den Wochenenden nutzen rund 15 bis 60 Menschen pro Tag das Hilfsangebot. Auch Carsten hat das „Cool Weekend" bereits an ein paar Wochenenden in diesem Sommer besucht. Er lebt aktuell auf der Straße und ist auf der Suche nach einer Wohnung

und einem Arbeitsplatz. „In Berlin ist es nicht immer einfach, Schatten oder genug Trinkwasser zu finden", erzählt er. Überhaupt sei es schwierig, wieder Fuß zu fassen, wenn man einmal aus dem System herausgefallen sei. Es dauere, eine Wohnung, einen Arbeitsplatz und einen festen Alltag wieder aufzubauen. Wenn das Leben ohnehin schon auf der Straße stattfindet, bedeuten die hohen Temperaturen eine zusätzliche Herausforderung. Während der ersten Hitzewelle sei das schattige Zelt am Containerbahnhof einer der wenigen Plätze gewesen, an denen er mehrere Stunden bleiben und sich vor der Sonne schützen konnte. „Vor allem die Abkühlung an der Sprühwasserwand hat bei der Hitze gut getan", fügt er mit einem Lachen hinzu.

„Obdachlose Menschen sind am ehesten von der Klimakrise betroffen, da sie viele Tipps gegen Hitze in ihrer Lebenssituation nicht umsetzen können", sagt Barbara Breuer, Pressesprecherin der Berliner Stadtmission. Die gesundheitlichen Risiken der Hitze hören nicht bei Dehydration auf. Auch ein erhöhter Alkohol- und Drogenkonsum, unversorgte Wunden oder Infektionen stellen bei extremer Hitze eine zusätzliche Gefahr dar. Menschen ohne kühlen Rückzugsort und Zugang zu genügend Trinkwasser sind der Hitze besonders ausgesetzt. Herrschen tagsüber Temperaturen von über 30 Grad und kühlt die Stadt auch nachts kaum ab, kann das schnell lebensbedrohlich werden. Vor allem für Personen mit Vorerkrankungen oder Mobilitätseinschränkungen sind Angebote wie die ambulante Straßenambulanz oder das „Cool Weekend" der Berliner Stadtmission im Sommer daher essenziell.



Mehr Hitze, mehr Bedarf, mehr Herausforderungen

Doch obwohl die Hitzehilfe aufgrund des Klimawandels immer wichtiger wird, stößt sie an ihre Grenzen. Mit den steigenden Temperaturen wachsen neben dem Bedarf auch die Herausforderungen für die Hilfsorganisationen. „Es gibt in Berlin nur wenig dauerhafte Angebote in den Sommermonaten, die den ganzen Tag über geöffnet sind, sodass Menschen oft von Ort zu Ort ziehen müssen, um sich von der Sonne zu schützen", erklärt Breuer. Während der Kältebus bereits seit 30 Jahren in den kalten Monaten durch Berlin fährt, rückt die Hitzehilfe erst seit einigen Jahren in den Fokus der Politik und Zivilgesellschaft. Anders als im Winter wird Hilfe an heißen Tagen vor allem tagsüber benötigt. Die Etablierung eines Hitzebusses sei deshalb schwer umzusetzen, da dieser nicht gut durch die Stadt komme. Alternative Ideen, wie beispielsweise ein Hitzefahrrad, wurden vom Senat bislang nicht unterstützt.

Auch in der Traglufthalle sei der Bedarf an Betten im Sommer deutlich höher, da im Winter mehr Unterkünfte mit Schlafmöglichkeiten für obdachlose Menschen geöffnet sind. Hinzu kommen sprachliche Barrieren, so die Pressesprecherin. Viele Menschen, die die Notübernachtung in Anspruch nehmen oder zum „Cool Weekend" kommen, würden kein Deutsch sprechen. Auch die Klimarisikoanalyse führt sprachliche Hürden als ein zentraler Faktor klimabedingter Mehrfachbelastung auf, da sie Gesundheitsrisiken durch eingeschränkte Informationsvermittlung verstärken können. Die Berliner Stadtmission plakatiert den Schutzraum am Containerbahnhof deshalb mit Hitzetipps in verschiedenen Sprachen.

Wenn Berlin sich im Sommer aufheizt, werden Angebote wie das „Cool Weekend" immer wichtiger. Für Carsten und andere obdachlose Menschen geht es an heißen Tagen nicht nur um eine Pause vor der Sonne, sondern darum, gesund durch die Sommermonate zu kommen. „Im Winter sind viele sensibilisiert und erkennen, wenn ein obdachloser Mensch unterkühlt ist. Hitzebedingte Notfälle werden hingegen oft übersehen. Umso wichtiger ist es deshalb, auf die Leute zuzugehen, sie anzusprechen, eine Wasserflasche anzubieten und im Notfall die 112 zu wählen", appelliert Breuer.

Illustration: Lucia Maluga

GROSSSTADTDSCHUNGEL: ZWISCHEN MÖGLICHKEITEN UND EINSAMKEIT

Ava-Silva Raasch (26, sie/ihr) studiert im Master Deutsche Literatur und braucht regelmäßige Aufenthalte in der Natur zum Überleben.

Ist es in einer großen Stadt und der heutigen Zeit überhaupt möglich zu leben, anstatt nur zu überleben? Es bleibt ein digitaler Traum, sich nicht mitreißen zu lassen vom Strom der Schnelllebigkeit und des Konsums.

Jede Nacht Konzerte. Zahlreiche Ausstellungen. Politische Initiativen. Cafés. Flohmärkte. Raves. Sportgruppen. Stammtische. Clubs. Die Auswahl ist riesig und alles scheint erreichbar. Social Media sorgt dafür, dass wir über all das, was uns unsere Stadt bietet, auch Bescheid wissen. Die Überstimulation prasselt also nicht nur auf uns ein, sobald wir die Haustür aufmachen. Nein, wir besitzen diese Form von Reizüberflutung auch zu einem schmalen Rechteck komprimiert in unserer Hosentasche – allzeit bereit. Je größer die Auswahl, desto schwieriger ist es, eine Entscheidung zu treffen. Paradox of Choice nennt sich das.

Dann kommt die Angst. Die Angst, etwas zu verpassen, die Angst, sich für das Falsche zu entscheiden. Die Angst, zuhause zu bleiben und die eigene Jugend zu verschwenden. Die Angst, dies nicht zu tun und die in den sozialen Medien so hoch gepriesene „Me-Time" zu vernachlässigen. Und bei all der Angst und den Erwartungen bleibt das Wesentliche auf der Strecke, die Möglichkeit zu denken, sich selbst zu finden oder echte Verbindungen und Freundschaften zu knüpfen. Wird sich schließlich für eines der abendlichen Angebote des Großstadtdschungels entschieden, stellt sich die nächste Frage: Mit wem verbringe ich meine freien Abende? Die Großstadt scheint darauf ausgelegt zu sein, viele Bekanntschaften zu schließen, immer wieder von vorne anzufangen, auf neuen Events neue Leute kennenzulernen, mit denen wir dann trotz ausgetauschter Nummern doch nicht bekannt genug sind, um sie zu fragen, ob sie heute Abend Lust hätten, gemeinsam etwas zu unternehmen.

Die Schnelllebigkeit der städtischen Gesellschaft sorgt zunehmend für Entfremdung und schließlich für Einsamkeit. Vielleicht ist diese Einsamkeit aber auch nötig. Sie ist zugleich auferlegter Zustand und bewusster Rückzug. Nicht umsonst trenden auf Plattformen wie Instagram und TikTok Videos mit Themen wie „Cottage-Core", die das einfache Landleben ästhetisieren, „Tradwife", in welchen Frauen das langsame, stille Leben zuhause süß und anschaulich darstellen, oder „Whimsical" in denen der Rückzug in die Natur mit etwas magischem gleichgesetzt wird. Auch Memes mit Sprüchen wie „I need to touch Grass", welche humorvoll darauf aufmerksam machen, wie dringend der Zugang zur Natur gebraucht wird, sind keine Seltenheit. Das alles zeigt, wie viele Menschen sich nach mehr Ruhe, Häuslichkeit und Natur sehnen in einer Welt, in der zu viel zu schnell passiert. Realitätsflucht als letzte Option.

Wer studiert, wenig verdient oder bewusst nicht jeden Abend konsumieren möchte, erlebt schnell, dass viele soziale Räume Geld kosten. Können wir uns dem entziehen, ohne uns gleichzeitig sozial auszuschließen? Und was tun gegen die dauerhafte Überstimulation: Zu viele Eindrücke können für Stress und ein Nervensystem in Alarmbereitschaft sorgen, was dazu führt, dass wir uns zuhause verschanzen und die Einsamkeit sogar benötigen, um neue Energie für diese konfrontative Stadt zu tanken.

Möchten wir nicht Teil einer dauerhaft konsumierenden Gesellschaft sein, bleibt nur das Alleinsein, oder, wie es uns die TikToks und Instagram-Reels deutlich machen wollen, der Rückzug in die Natur. Jedoch scheinen wir nicht mehr fähig zu sein, diese Wünsche umzusetzen und Menschen mit demselben Mindset zu finden, mit denen wir gemeinsam einsam sein können, stattdessen schauen wir andern Leuten lieber stundenlang dabei zu, wie sie unseren Traum leben und versauern dabei allein in unserem Bett, in unserem 6er-WG-Zimmer in Berlin. In dieser großen Stadt, die nur eine unter vielen Großstädten ist. Wir überleben, anstatt zu leben.

IST MUT DER SCHLÜSSEL ZUR FREIHEIT?

Milla Stremme (21, sie/ihr) studiert im Bachelor Sozialwissenschaften und braucht ganz viel Sonne und immer überall frische Luft zum Überleben.

Was braucht es, um wirklich frei zu sein? Wovon müssen wir uns losmachen, was muss gegeben sein und was hält uns eigentlich von unserer eigenen Freiheit ab? Diese Fragen stellt sich Marie Luise Ritter in ihrem neuen *Buch Vom Mut, frei zu sein* und erzählt autobiographisch von den kleinen und großen Freiheiten ihres Lebens.

Was bedeutet es eigentlich, das eigene Leben zu überleben? Oder anders gesagt – das eigene Leben zu leben. Braucht es Mut? Braucht es Geld? Braucht es andere Menschen? Ritter schreibt in ihrem neuen Buch über genau diese Fragen und antwortet mit einem Plädoyer zur Selbstbestimmung über das eigene Leben.

Von Frauen, die sich trauten

Mut – und ein paar andere Dinge, die uns den Weg ebnen: in Kapitel 2 „Frauen, die Mut bewiesen" gibt Ritter einen Blick in die Geschichte und erzählt von Frauen, die den Mut hatten aus Strukturen auszubrechen, die Visionen eines besseren Lebens hatten und Pionierinnen ihres Fachs waren – und deren Namen doch im Lauf der Geschichte verloren gegangen sind. So hat Lisa Meitner, eine der „vergessenen Heldinnen der Wissenschaft", maßgeblich zur Entdeckung der Kernspaltung beigetragen, bekannt sind heute jedoch ihre männlichen Kollegen. Außerdem Emilie Kempin-Spyri, die erste promovierte Frau Europas, die 1891 die Schweiz wegen Geschlechterdiskriminierung verklagte und damit eine Debatte anstieß, die zwar erst Jahre später zur Reform führte, aber Frauen über Generationen hinweg den Weg bereitete. Diese Frauen und viele weitere führten früher wie auch heute noch Kämpfe, die uns die Möglichkeit eines selbstbestimmten Lebens geben.

Dann noch das Thema Finanzen. Ist Geld wirklich die Grundlage unserer Freiheit, oder kommt Freiheit von etwas ganz anderem? Wie auch immer man das für sich interpretieren mag, so ermutigt Ritter (besonders Frauen), sich trotz Hürden mit Finanzen zu beschäftigen – für ein Leben in finanzieller Unabhängigkeit.

Braucht es Mut zum frei sein?

Aber wie lebt man denn jetzt sein eigenes Leben und wo fängt man damit an? Ritter schreibt bekräftigend, sich konstant zu fragen: Bin ich in meinem Job oder Studium gerade glücklich? Wie begegne ich den Dingen in meinem Alltag und gebe ich mir die Chance, neuen Menschen und Möglichkeiten zu begegnen? Wenn das nicht der Fall ist, dann hilft es vielleicht, sich mit einer Sensibilität gegenüber äußeren Umständen zu fragen: Ist es gerade wirklich einfach der Mut, der mir fehlt, um sich aus etwas zu befreien? Die Angst vor dem, was kommt? Und ist diese Angst wirklich größer als das Ergebnis, was aus meinem Mut entstehen könnte?

Ritter plädiert dafür, sich von Idealen frei zu machen, sich selbst nicht in Schubladen packen oder von äußeren Faktoren definieren zu lassen. Das kann beispielsweise schon mit dem eigenen Instagram anfangen, indem man sich seinen Feed anschaut und fragt: Ziehe ich hier wirklich einen Mehrwert für mich aus diesem Content oder werden mir Körperbilder oder Werte vermittelt, mit denen ich mich selbst gar nicht assoziieren möchte? Freiheit bedeutet nämlich vor allem erstmal zu entscheiden, wie man sein Leben gestaltet. Mit Menschen, die das eigene Leben bereichern, mit einem optimistischen Selbstbild oder einfach einem gesunden Instagram Feed. Hört sich irgendwie erstmal einfach und naiv an, aber vielleicht ist es auch der Funke Naivität, der uns hilft, das Leben mit einer Art Leichtigkeit zu nehmen und zu leben.

„ANWÄLTIN DER BETROFFENEN“: STUDENT*INNEN IM KAMPF UM GESCHLECHTERGERECHTIGKEIT

Lian Hoffmann (23, sie/ihr) studiert im Master Deutsche Literatur und braucht kiloweise Tofu zum Überleben.

Diaga Müller ist stellvertretende Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Chemie. Doch ihre Arbeit stößt schnell an institutionelle Grenzen – vor allem, wenn sie sich gegen Professor*innen richtet.

Als stellvertretende Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Chemie an der HU ist Diaga Müller (27) auch Anlaufstelle für ihre Kommiliton*innen. Sie selbst versteht sich als „Anwältin der Betroffenen“, da ihre Aufgaben unter anderem darin bestehen, bei Beschwerdefällen zu vermitteln, zu beraten und zu unterstützen. Ihr wird von sexistischem Verhalten und körperlichen Übergriffen berichtet – von Student*innen, aber auch von Dozent*innen aus.

„Insbesondere wenn Dozenten, vor allem Professoren, involviert sind, dann ist da schon ein gewisser institutioneller Schutz vorhanden.“ Für Diaga kann das ganz schön frustrierend sein. Oft entspricht ihr Vorgehen als Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte nicht dem, wie sie eigentlich agieren möchte. Meist kann sie nicht mehr tun, als die betroffene Person zu beraten oder ihr zu helfen, vermeintlichen Täter*innen im Studium aus dem Weg zu gehen. Damit spricht sie nicht nur Fälle ihres Instituts an. Vielmehr begegnet ihr bei der Arbeit immer wieder ein strukturelles Problem: „Im akademischen Betrieb herrscht eine Kultur, die es sehr leicht macht, Täter*innen zu schützen und sehr, sehr schnell das Problem auf die Betroffenen zu projizieren.“

Ihre Tätigkeit stößt häufig an institutionelle Grenzen. „Ich will jetzt nicht sagen, dass sie wie ein Pflaster ist, weil ich schon sagen würde, dass sie mehr als das sein kann.“ Für die einzelnen Personen könne sie ihrer Meinung nach schon relativ viel machen.

Diaga kritisert, dass sich die Gleichstellungsarbeit der HU größtenteils an (cis-)Frauen richtet. „Das ist einfach gesetzlich alles sehr, sehr binär geregelt“, merkt Diaga an, „was halt auch natürlich extrem unterkomplex ist und viele Leute einfach so aus der Betrachtung raushaut.“ Gerade in naturwissenschaftlichen Fächern ist die FLINTA-Quote sehr gering. „Ich hatte im dritten Semester das erste Mal die Situation, dass ich in einer Vorlesung saß und um mich herum saßen wirklich nur Männer. Da habe ich mich gefragt: Wo bin ich hier gelandet?“, berichtet Diaga. Sie musste feststellen, dass je höher die Qualifikations- und Karrierestufe, desto mehr dünnt sich die FLINTA-Quote aus. „Ich würde schon sagen, es gibt dann einen gewissen männlichen Habitus, der zum Teil sehr unangenehm ist. Und der dann auch dazu führt, dass viele FLINTA-Personen einfach irgendwann nicht mehr weitermachen“, sagt Diaga, „weil sie einfach keinen Bock haben, sich das zu geben – verständlicherweise.“

Weniger im Studienalltag, dafür umso häufiger in Gremien erfährt Diaga immer wieder Diskriminierungen. „Was ich schon sehr deutlich merke, ist, dass die Art und Weise, wie Dinge, die ich sage, aufgenommen werden, sich extrem stark unterscheidet von dem, wie meine weißen, männlichen Kommilitonen aufgenommen werden.“ Oft frage sie sich: „Ist das jetzt so, weil ich eine Frau bin, und ich deswegen für inkompetent gehalten werde, oder weil ich schwarz bin, oder beides?“ Inzwischen konnte Diaga zahlreiche Resilienzstrategien aufbauen, um sich dagegen zu schützen. „Ich glaube, das Destruktivste, was man tun kann, ist, anzufangen, das auf sich selbst zu beziehen.“



Bild: Fotostudio Charlottenburg

Student*innen gegen die Übermacht der Professor*innenschaft

Diaga ist auch im Akademischen Senat, in verschiedenen Kommissionen, im RefRat und im Antirassismus-Bereich tätig. Im Akademischen Senat sind neben Student*innen auch andere Statusgruppen wie Professor*innen, wissenschaftliche Mitarbeiter*innen, Mitarbeiter*innen in Technik, Service und Verwaltung vertreten.

„Wir als Studis stehen immer so ein bisschen, wie auch viele andere Gruppen, vor dem Problem, dass es in den Kommissionen, die wirklich akademische Entscheidungen fällen, zum Großteil so ist, dass die Professoren alle anderen Gruppen immer überstimmen können." Mit Protesten und dem Statusgruppen-Veto können Student*innen zwar Entscheidungen verzögern und Debatten anregen, „aber wenn die Professorenschaft die Sachen so haben möchte, dann können sie halt so nicht gestoppt werden am Ende des Tages". Sie wünscht sich, dass die Entscheidungsgewalt besser verteilt wird. Vor allem angesichts der deutlich größeren Zahl an Student*innen gegenüber Professor*innen.

Diagas Kolleg*innen Eske Woldmer (u. a. Akademischer Senat) und Emily Adler (u. a. Referat für Lehre und Studium) berichten, dass die Studierendenvertreter*innen schon länger die Toilettensituation für FLINTA-Personen mit all-gender-Toiletten und kostenfreien Periodenprodukten verbessern wollen. Doch ihnen werden durch die Landespolitik und Uni dauernd Steine in den Weg gelegt.

Trotzdem sieht Diaga die Entwicklung positiv: „Ich bin vorsichtig optimistisch, dass wir uns als Universität schon darüber bewusst sind, dass Gleichstellungspolitik für uns relevant ist, auch auf Leitungsebene. Und das finde ich ganz ermutigend."

Sie lügen wie gedruckt. Wir drucken, wie sie lügen.

jungewelt.de/probeabo

Tel.: 030/53 63 55-84



Zwei Wochen gratis testen!

endet automatisch

DATING IM ÜBERLEBENSMODUS UND DIE DEBATTE DES „HETEROFATALISMUS"

Thordis Schreiber (21, sie/ihr) studiert im Bachelor Anglistik und Geschichte und braucht veganen Skyr zum Überleben.

Eine Beziehung mit einem Mann einzugehen, scheint für viele Frauen, spätestens nach Chanté Joseph's „Is it embarrassing to have a boyfriend now?" in der Vogue, heute eher peinlich als erstrebenswert. Woher stammt dieser Pessimismus und zerstört er die Romantik? Drei Berliner Studentinnen über die Fragen des „Heterofatalismus".



Greta (21)

„Ich bin seit drei Jahren single und gehe seit zweieinhalb Jahren regelmäßig auf Dates. Auf der Suche nach einer Beziehung bin ich aber nicht. In 80 Prozent der Fälle ist es schon peinlich, einen festen Freund zu haben. Ich glaube, dass sehr viele Männer keine guten Partner sind. Viele Frauen machen sich auch von ihren Partnern abhängig oder suchen in der Beziehung nur männliche Bestätigung. Mit einem Mann zusammen zu sein, bedeutet zu oft, einem erwachsenen Menschen seine Emotionen vorkauen zu müssen und als emotionales Ablassrohr benutzt zu werden. Ich habe nicht das Gefühl, dass viele Männer meinen Horizont erweitern können. Außerdem kenne ich eben auch Männer, die sich zwar Feministen nennen, aber nicht so handeln. Deshalb bin ich schon pessimistisch beim Daten.

Das hat nichts damit zu tun, dass Männer von Geburt an schlecht oder unempathisch wären. Die meisten Männer haben sich nur noch nicht vom sozialen Konstrukt der Männlichkeit distanziert. Mein Ex-Freund hat sich viel mit feministischer Lektüre auseinandergesetzt, aber nichts davon in die Praxis umgesetzt. Ich verstehe, dass die männliche Sozialisierung es einem nicht einfach macht. Gleichzeitig macht die Lektüre allein keinen guten Partner.

Bei Männern zu verallgemeinern, finde ich nicht unfair. Viele linke Männer sagen ja: „Ich weiß ja, dass ich nicht mitgemeint bin" und das finde ich auch falsch. Du bist mitgemeint. Das heißt nicht, dass alle Männer Arschlöcher sind, sondern dass jeder Mann das System hinterfragen und sich davon distanzieren sollte.

Männer, die sich nur nach außen hin als große Feministen präsentieren, sind irgendwie ein Berlin-eigenes Problem. In meiner Heimatstadt würde sich kein Mann freiwillig als Feminist bezeichnen, um Frauen zu klären. Ich habe beim Dating oft die Erfahrung gemacht, dass meine Zeit nicht wertgeschätzt wird, wenn ich zu nett zu Männern bin. Es ist häufig passiert, dass man erst wieder interessant wird, wenn man sich rar macht. Ich zweifle schon an meinem Selbstwert, wenn ein Mann kein Interesse zeigt. Bei queerem Dating ist das etwas anders. Ich fühle mich da schneller wohl, meine Gefühle zu zeigen und Bedürfnisse zu kommunizieren. Es gibt mir aber nicht denselben Kick wie männliche Bestätigung. Ich schaffe es also auch nicht immer, mich von männlicher Bestätigung zu lösen oder Männer zu dezentralisieren.

Viele Frauen werden darauf reduziert, dass sie eine feste Freundin sind, eine Mutter oder eine Ehefrau. Ich glaube, Frauen müssen noch Mut aufbringen, sich ihr Leben auch ohne Mann schön zu gestalten. Dazu wird man nicht so ermutigt. Wir reden ja hier von einer Gesellschaft, in der fast jeden zweiten Tag ein Femizid begangen wird. Dating und strukturelle Probleme hängen für mich sehr stark zusammen. Ich glaube, Frauen, denen immer vorgelebt wurde, einen Mann zu brauchen und die es nicht schaffen, Männer zu dezentralisieren, sind auch die Frauen, die sich in toxische Beziehungen mit Männern begeben und nicht gehen, egal wie schlecht sie behandelt werden. Das ist das Fundament, das Femizide überhaupt ermöglicht. Außerdem spielt auch die sexuelle Komponente eine Rolle. Ich glaube, dass viele Frauen gemerkt haben, dass Sex oft nicht auf Augenhöhe stattfindet. Sie geben, aber bekommen nichts zurück. Mir fiel es oft schwer, meine Bedürfnisse zu kommunizieren und ich habe Scham vor Männern empfunden. Manche, vor allem konservativere, Männer haben genaue Vorstellungen von Dominanz und der sich unterwerfenden Frau. Ich glaube, viele Frauen haben durch vermehrte sexuelle Aufklärung ihre Sexualität für sich entdeckt. Viele haben festgestellt: Okay, ich habe meine Sexualität

Illustrationen: Dia Diekmann

entdeckt, aber der Mann hat halt noch nicht meine Klitoris entdeckt (lacht). Ich glaube, aus Gendernormen auszubrechen, ermöglicht eine neue Form der Romantik, in der man wirklich intim miteinander sein kann."

Mina (25)

„Ich bin seit sechs Jahren vergeben und führe aktuell eine Fernbeziehung. Ich glaube nicht, dass es per se peinlich ist, einen Freund zu haben, dass es Frauen aber manchmal peinlich ist, wie ihr Freund sich verhält. Man kennt es ja, dass Frauen Streits mit ihrem Freund herunterspielen oder dass man in traditionelle Rollenmuster abrutscht. Das ist einem vielleicht peinlich, weil man eigentlich emanzipiert denkt, sich dann im Privatleben aber anders verhält. Ich spreche mit anderen gar nicht so viel über meine Beziehung, weil ich immer denke, es gibt Dinge in meinem Leben, die sind viel interessanter, weil sie viel mehr über mich aussagen.



In meiner Beziehung ist es schon so, dass ich oft das Gefühl habe, mehr emotionale Arbeit zu übernehmen als mein Freund, auch weil ich für ihn die beste Freundin bin. Manchmal frage ich ihn, ob er gewisse Themen auch mit seinen Kumpels bespricht oder besprochen hat, da kommt dann oft ein Nein. Ich glaube deshalb, dass Männer untereinander eher weniger über ihre Gefühle sprechen. Ich nehme das nicht unbedingt als Belastung wahr, sondern eher als etwas Schönes, das er mit mir mehr teilt, als mit anderen. Außerdem habe ich das Gefühl, dass sich das in anderen Bereichen der Beziehung ausbalanciert, er kommt mich zum Beispiel öfter besuchen als ich ihn, und wenn wir zusammen sind, ist es oft er, der diese klassischen Haushaltsaufgaben übernimmt. Bei meinen Eltern war das immer ganz anders, da musste meine Mutter alle Formen der Care-Arbeit übernehmen. Ich glaube schon, dass mich das beeinflusst hat, aber eher in der Form, dass ich in einer Partnerschaft nach mehr Gleichberechtigung suche.

Ich denke, viele Single-Frauen stehen dem Dating so pessimistisch gegenüber, weil sie am laufenden Band negative Erfahrungen machen. Viele Frauen sind abgestumpft und freuen sich, wenn sie das bare minimum bekommen. Auch ich habe diese Momente, in denen ich mir denke: „Boah, ich hasse Männer." Wenn ich das sage, meine ich aber nicht, dass ich alle Männer hasse. Ich hasse die patriarchalen Denkmuster, durch die Frauen häufig klein gehalten werden.

Ich persönlich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt möglich ist, sich von romantischer Bedürftigkeit zu distanzieren. Natürlich hat man freundschaftliche Beziehungen, die einen auch durch verschiedene Lebensphasen tragen, aber im Endeffekt wird uns immer noch überall vorgelebt, dass eine Partnerschaft das große Ziel ist. Ich merke das auch bei mir selbst. Früher war meine beste Freundin die erste Person, der ich Dinge erzählt habe. Jetzt ist mein Freund der Erste, den ich anrufe, wenn mir irgendetwas passiert ist. Ich verstehe schon das Argument mancher radikaler Feministinnen, dass wir als Frauen in einer immer noch patriarchalen Gesellschaft Männer dezentralisieren sollten. Aber ich denke, bei ganz vielen ist trotzdem noch der Wunsch nach einer Partnerschaft da. Das geht auch über das Sexuelle hinaus. Ich glaube, dass Frauen, die als Single ein total erfülltes Sexleben haben, sich trotzdem oft nach der Wärme und Geborgenheit einer Partnerschaft sehnen können.

Insgesamt weiß ich auch gar nicht, ob der Begriff des „Heterofatalismus" das, worüber wir reden, überhaupt passend beschreibt. Fatalismus hat irgendwie etwas Finales. Natürlich sagen viele Frauen, sie hätten „keinen Bock mehr auf Männer", aber die meisten Frauen, zumindest in meinem Umfeld, würden mit „dem richtigen" Mann trotzdem eine Beziehung eingehen. Ich finde Pessimismus passender, das lässt noch Raum für Überraschungen und auch Hoffnung. Ich denke also nicht, dass der Heterofatalismus die Romantik tötet. Schließlich kann man ja pessimistisch sein und trotz-dem positiv überrascht werden."

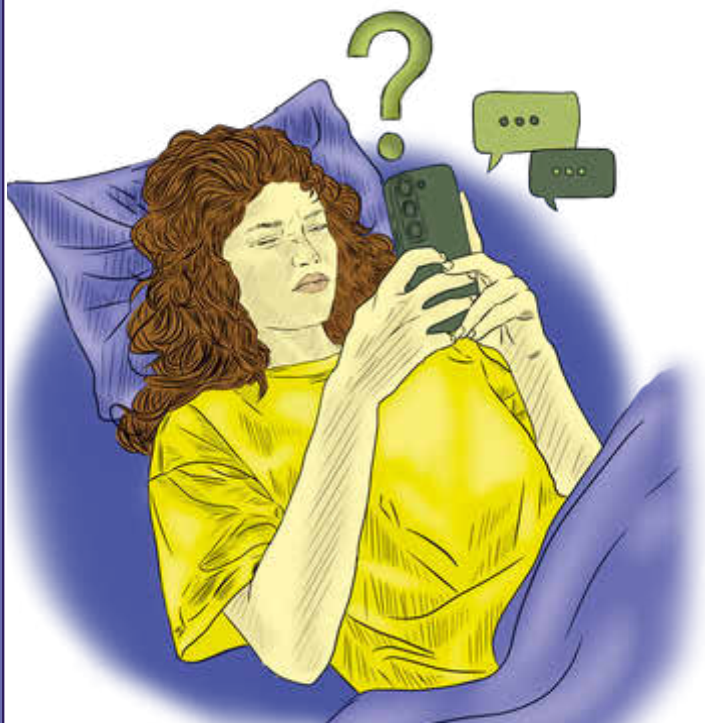


Carlotta (22)

„Ich bin single, lerne aber gerade jemanden kennen. Ich finde es nicht unbedingt peinlich, einen Freund zu haben. In der Vergangenheit und gerade bei Freundinnen, die noch nicht viel Beziehungserfahrung haben, war das Thema doch eher mit Freude verbunden. Jetzt stehen die meisten Frauen in meinem Umfeld Dating aber pessimistisch gegenüber. Ich weiß nicht, ob das mit dem Dating-Markt in Berlin zu tun hat. Angeblich wollen hier alle nur etwas Lockeres. Wenn das mit den eigenen Vorstellungen nicht übereinstimmt, ist das natürlich frustrierend. Es kommt die Frage auf: Gibt es für mich überhaupt irgendwen?

Ich gehe auf Dates mit ein bisschen Hoffnung, dass da jemand dabei ist, mit dem ich mich gut verstehe, der ähnliche Werte hat wie ich. Bei Dates habe ich oft das Gefühl, der Mann hört mir zwar zu, aber es ist kein aktives Zuhören. Ich rede gegen eine Wand. Ich kann mir gut vorstellen, dass das bei vielen Männern so ist. Bei vielen fehlt einfach das Bedürfnis, wirklich auf ihr Gegenüber einzugehen. Ich finde es sehr rücksichtslos und unsympathisch, wenn mir keine Rückfragen gestellt werden. Ich brauche viel Bestätigung von Männern. Ich habe nie aktiv den Entschluss gefasst, Männer in meinem Leben zu dezentralisieren, glaube aber, es würde mir und meinem Selbstbewusstsein gut tun. Gespräche über Männer und Dating nehmen schon viel Raum bei mir und meinen Freundinnen ein, auch wenn es gerade nicht um großen Liebeskummer oder ähnliches geht. Für mich ist das zu einem Punkt einfach Entertainment, sich darüber auszutauschen, wie albern sich Männer verhalten. Die pessimistische Herangehensweise vieler Frauen nimmt ein bisschen die Leichtigkeit am Dating. Ich finde es trotzdem gerechtfertigt. Und Romantik finde ich auch woanders. Zum Beispiel in meinen Freundschaften. Ich gebe viel und freue mich auch, wenn ich das Selbe zurückbekomme.

Ich habe früher nie in Erwägung gezogen, dass ich auf längere Zeit single sein könnte. Mit dem Support-System von Frauen, das ich jetzt habe, kann ich mir das schon vorstellen. Dieselbe Art von freundschaftlicher Romantik brauche ich auch für eine Beziehung. Viele Männer haben aber nicht denselben Anspruch. Die Behauptung, Frauen würden zu viel verlangen, finde ich verrückt. Der Grund, weshalb Frauen heute mehr verlangen können, ist doch, dass sie früher viel mehr auf die finanzielle Sicherheit durch die Beziehung zu einem Mann angewiesen waren. Aus diesem Grund mussten sie vielleicht ihre Erwartungen herunterschrauben, Dinge akzeptieren, die wir heute nicht mehr akzeptieren müssen. Um eine gesunde Beziehung zu führen, ist es doch gut, Dinge zu verlangen. Einer Freundin würde ich immer noch raten, Dating nicht aufzugeben, aber ich weiß gar nicht, wieso. Ich bin mit der Idee aufgewachsen, irgendwann einen festen Partner zu haben, aber eigentlich ist es ja super, auch single zufrieden zu sein. Auch die Möglichkeit, dass ich die Person, mit der ich eine Beziehung führe, gar nicht unbedingt heiraten muss, kam mir als Kind gar nicht in den Kopf. Eigentlich sage ich mir, es ist sehr viel besser, mit sich selbst zufrieden zu sein und sollte sich doch etwas ergeben, ist das ja fantastisch. Total verrückt, dass man trotzdem diese aktive Suche anstellt. Ich würde schon ein Plädoyer für die Romantik aussprechen, aber ich weiß nicht ganz, wieso. Vielleicht ist es naiv."

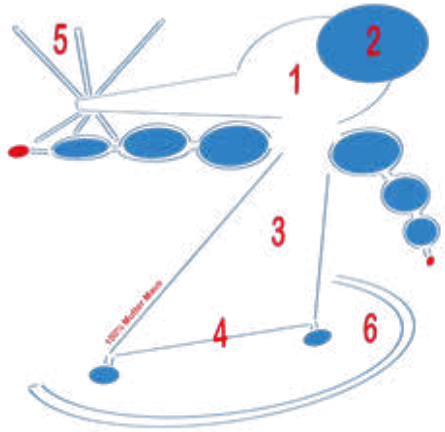


Die Namen der Interviewpartnerinnen wurden redaktionell geändert.

OHNE MÄNNER ÜBERLEBEN?

Lily Racky (24, sie/ihr) studiert im Master Organismal Biology, Biodiversity and Evolution und braucht Salzwasser-Haarspray zum Überleben.

Fortpflanzung ohne Männchen? In der Natur längst keine Seltenheit mehr. Manche Arten kommen komplett ohne aus. Und der Mensch?



Amazonenmollies *(Poecilia formosa)* brauchen kein Männchen. Fast. Die kleinen Fische, benannt nach den sagenumwobenen Kriegerinnen, bestehen ausschließlich aus Weibchen. Für Nachwuchs paaren sie sich mit Männchen einer nah verwandten Art. Deren Spermien lösen nur die Eireifung aus, das Erbgut fliegt danach ungenutzt raus. Die Männer liefern den Startschuss, mitreden dürfen sie nicht.

Andere Arten sparen sich sogar das. Der Marmorkrebs *(Procambarus virginalis)* tauchte Mitte der 90er wie aus dem Nichts in deutschen Aquarien auf: eine einzelne Mutation bei einem gezüchteten amerikanischen Sumpfkrebs, wie Genanalysen zeigten. Seine Weibchen verdoppeln den eigenen Chromosomensatz in der Eizelle selbst, ganz ohne Spermium: Aus unbefruchteten Eiern schlüpfen exakte Klone der Mutter. Ein einziges Exemplar reicht deshalb, um eine komplette Population zu gründen.

Beim Menschen ist von alldem nichts in Sicht, und das, obwohl eine Meldung, die 2007 Schlagzeilen machte, genau das versprach. Der Forscher Karim Nayernia hatte im Jahr zuvor Mäuse mit Spermien befruchtet, die aus embryonalen Stammzellen erzeugt wurden. 2007 legte er nach: Zellen aus menschlichem Knochenmark brachte er im Labor dazu, sich in Richtung Spermium zu entwickeln. Ob die Zellen wirklich als Spermien bezeichnet werden dürfen, bezweifelten Fachleute von Anfang an. Nayernia spekulierte weiter: Das Prinzip müsste doch auch mit weiblichen Zellen funktionieren – nur eben ausschließlich mit X-Chromosom. Ohne Y-Chromosom entstehen aus einer befruchteten Eizelle keine männlichen Embryonen. Reproduktionsfähige menschliche Keimzellen wurden daraus nie, und weiter als bis zu dieser Vorstufe kam die Forschung am Menschen bis heute nicht: Die entscheidenden Experimente sind hier aus rechtlichen Gründen gar nicht erlaubt. Weitergegangen ist die Keimzellforschung trotzdem, nur eben nicht beim Menschen, sondern dort, wo tatsächlich experimentiert werden darf.

Bei Mäusen hat es geklappt, und zwar ziemlich gut. Der Grund, warum das überhaupt eine Leistung ist: Säugetiere unterliegen der genomischen Prägung. Viele ihrer Gene sind nur aktiv, je nachdem ob sie von der Mutter oder vom Vater stammen. Trifft ein Embryo ausschließlich auf das Erbgut eines Elternteils, bleiben essenzielle Gene inaktiv oder werden doppelt aktiviert, und der Embryo ist in der Regel nicht lebensfähig.

2004 löste ein japanisches Team um den Biologen Tomohiro Kono dieses Problem zum ersten Mal: Die Maus Kaguya entstand aus zwei weiblichen Eizellen, wurde erwachsen und bekam später selbst Nachwuchs, allerdings erst nach 460 Versuchen und mit sichtbaren Wachstumsproblemen. 2018 ging es in Peking eleganter: Ein Team um den Forscher Qi Zhou löschte gezielt drei geprägte Genregionen und bekam 29 Mäuse aus 210 Embryonen, die meisten davon gesund und fruchtbar. Zwei-Väter-Mäuse brauchten länger. Frühe Versuche endeten kurz nach der Geburt. Erst 2023 gelang der Durchbruch in Osaka mit einer komplett neuen Methode: Aus männlichen Hautzellen gezüchtete Eizellen wurden befruchtet und ausgetragen. Ein Teil der Vater-Vater-Mäuse wurde erwachsen und war fruchtbar, der Weg dorthin blieb aber technisch sehr aufwendig.

Seitdem ist es auffällig still um weitere Mutter-Mäuse geworden. Geforscht wird vor allem an den Vätern, obwohl auch deren Nachwuchs nur dank einer weiblichen Leihmutter zur Welt kommen kann. Ganz ohne Männer – das lassen sich offenbar auch die Männer der Wissenschaft nicht nehmen. Ganz ohne Frauen kommen dabei aber nicht mal sie aus.

Illustration: Felipa Racky

KLEINE WACHMACHER

Felicitas Hohmann (25), Emely Stache (25) und Justin Geiger (27) brauchen erholsamen Schlaf, regelmäßige Bewegung und eine ausgewogene Ernährung zum Überleben.

Um einen langen Bib-Tag zu überleben, braucht es schon einmal das eine oder andere koffeinhaltige Getränk. Wo gibt es den besten Cappuccino in und um die Grimm herum? Die UnAuf-Redaktion hat für euch den Test gewagt.

Automat im SoWi-Institutsgebäude

Kenner*innen munkeln der Genuss eines Getränks aus dem Kaffeeautomat im Sowi-Institut gleiche einem Spiel Russisch Roulette. Wie sehr der Kaffee nach Kaffee und die heiße Schoki nach heißer Schoki schmeckt, komme stets darauf an, wie viel Ausgangsstoff noch im guten alten Sielaff-Automaten sei. Als einmalige Tester*innen ließ sich dieses Gerücht für uns nicht überprüfen. Fest steht aber: Der Kaffee schmeckt eher nach wässriger Suppe als nach vollmundigem Genuss. Er lässt sich zwar trinken – aber statt wach macht er eher traurig. Abzug gibt es zudem für die feh lende Hafermilch-Option.



1,10 € | 0,8 von 5 Sternen | 170 ml Kaffee | 25 ml Schaum

Grimm Café



Die heiß ersehnte Eröffnung des Grimm Cafés schlägt sich verständlicherweise in einem stetigen Anstrom von Besucher*innen nieder. Kurze Fußwege, manchmal etwas anstehen, aber immer sympathisches Personal. Für längere Bib-Pausen gibt es hier willkommene Alternativen zu Hummus und Brot vom Supermarkt. Nun gut, wir sind eigentlich wegen des Kaffees hier. Der WMF-Automat zaubert aus Zappa-Bohnen ein schaumig-wohliges Erlebnis: süßlich-bitter, karamellig, mit einem Geschmack, an den man sich erst gewöhnen muss und dann durchaus kann.

3,00 € | 1,9 von 5 Sternen | 100 ml Kaffee | 55 ml Schaum

Wie kritisch war unsere Jury?

Wer wäre besser geeignet, in wenigen Stunden viel Geld für Kaffee auszugeben als ein ehemaliger Barista und drei Studis, die normalerweise keinen trinken? Ausgerüstet mit Babyflasche als improvisiertem Messgerät und Pappbechern zur Getränkeverteilung, vergab die studentische Jury im Schnitt 2,3 und 2,5 Sterne. Das kritischste Mitglied schaffte 1,3 Sterne – dann setzte die eigene Laktoseintoleranz dem Test ein Ende. Die Nachrücker*innen am Campus zeigten sich anschließend deutlich milder und vergaben gnädige 3,1 Sterne. Der Barista blieb unbeeindruckt: 1,9 Sterne.

Mensa HU Süd



Kartoffeln mit Quark in die Fressluke stopfen, Heißgetränk nachschütten und weiter in die nächste Vorlesung – so fühlt sich Mensa normalerweise an. Heute ist davon wenig zu spüren. In der vorlesungsfreien Zeit wird hier entschleunigt. Sogar die Mensafrauen* haben Zeit, die Kaffeebohnentüte aus dem Schrank zu holen: Bio und Fairtrade, schick, schick. Für die Hafermilch gibt es auch keinen Aufpreis, nur die Maschine funktioniert gerade nicht. Raus in den Innenhof: Unter grünen Bäumen trinkt sich der Kaffee ohnehin besser. Wenig bitter, wenig sauer, etwas schokoladig. Solide.

2,50 € | 2,3 von 5 Sternen | 120 ml Kaffee | 85 ml Schaum

Kaffeeserie



Bisschen versnobbt schaut das gehobene Café auf das heruntergekommene SoWi-Institut. Während gegenüber die kahl-hässlichen Flure nur mit paar Flugblättern verschönert werden, läuft in der Kaffeeserie nette Musik, es riecht gut und es liegen auch echt leckere Dinge in der Auslage, die gerade noch so bezahlbar sind. Und dann auch noch das: ein paar Euro mehr, und der Kaffee schmeckt tatsächlich vollmundig, der Schaum wippt gegen die Lippen. Einen krassen Eigengeschmack haben die Bohnen dafür nicht.

3,96 € | 2,6 von 5 Sternen | 150 ml Kaffee | 70 ml Schaum



Späti Fruko

In den Stadtbahnbögen gegenüber der Bibliothek lauert der SNACKKI-Kaffeeautomat. Der Cappuccino des Spätis kommt ähnlich wie eine Berliner Pfütze daher: Der Pappbecher enthält eine leicht bräunliche, plörrige Mischung aus Milchpulver und Kaffeebohnen unidentifizierbarer Herkunft. Hier kommen vor allem seichte Gemüter auf ihre Kosten. Leonas, Kaffeetester der Berliner Studierendenzeitung FURIOS, verkündet, dass wohl selbst ein Kind diesen Kaffee unbesonnen vertragen könnte, denn das Getränk sei weder bitter noch sauer, sondern vor allem wahnsinnig mild. Perfekt für alle, die Angst vor Geschmacksexplosionen haben.

1,70 € | 2,1 von 5 Sternen | 220 ml Kaffee | 10 ml Schaum



Pure Origins

Für Introvertierte stellt ein Besuch im Pure Origins eher eine Mutprobe dar. Nachdem man die Stempelkarte mit einem vielsagenden Zwinkern überreicht bekommt, galoppiert Pegasus auf der Schaumkrone des Cappuccinos über die Theke. Neben Koffein für stundenlanges Hausarbeits-Laptoptastatur-Rumhämmern braucht es manchmal eben auch ein paar Endorphine im Blut. Ein bisschen schokoladig, trotzdem kräftig, und ist da etwa ein Hauch Abenteuer? Auf jeden Fall ist da neuer Tatendrang für die letzten fehlenden Seiten auf dem Laptop. Schade nur, dass das Konto schon wieder weint, denn günstig war das nicht.

4,00 € | 2,8 von 5 Sternen | 150 ml Kaffee | 30 ml Schaum

Café im Bode-Museum

Wer die triste Bibliothek gegen ein gehobeneres Ambiente eintauschen möchte, der ist im Café des Bode-Museums wohl genau richtig. Zumindest blickt man hier auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der inmitten des Foyers zu Pferde thront. Weniger bekömmlich als der Anblick ist dann jedoch der Geschmack des Cappuccinos. Zwar wird auch hier mit Oatly gearbeitet, der Kaffee aus den Costa-Bohnen kommt aber auch nur aus dem WMF-Vollautomaten und schmeckt unangenehm bitter. Wer trotzdem in die Welt des Pomps fliehen möchte, sollte hier wohl lieber zu anderen Getränken greifen. Schade eigentlich.



4,50 € | 1,0 von 5 Sternen | 105 ml Kaffee | 60 ml Schaum



Café Wilhelm

Das Café Wilhelm ist das letzte Überbleibsel der Gastronomiekette Cum Laude. Einst gab es zwei weitere Restaurants und das Café Weltgeist am Hegelplatz. Zum Kupfergraben verschlägt es deutlich weniger koffeindurstige Student*innen. Am ehesten trifft man hier die Polizist*innen, die Angela Merkels Wohnung bewachen. Aus Kulanz oder Versehen wird in unserem Test statt 3,50 Euro nur 3,20 Euro für den Cappuccino aus Lavazza Bohnen und Oatly berechnet. Weniger beglückend ist da, dass der geringe Mahlungsgrad der Bohnen und das schnelle Durchlaufen des Kaffees dem Getränk eine bitter-saure Note verleihen.

3,20 € | 1,9 von 5 Sternen | 125 ml Kaffee | 50 ml Schaum



Haferkater

Für den Cappucino bei Haferkater muss sich erst einmal über die vielbefahrene Friedrichstraße und in den S-Bahn-Bogen begeben werden. Ist das einmal geschafft, steht dem Kaffeegenuss nichts mehr im Wege. Tatsächlich überzeugt Haferkater in unserem Test. Der Kaffee aus der Siebträgermaschine und mit Oatly-Milch schmeckt angenehm ausbalanciert. Noten von Zimttoast und Karamell, wie es die Verpackung des eigens für Haferkater gerösteten Blends verspricht, konnten unsere Testenden zwar nicht erkennen, dennoch waren wir überzeugt: Für diesen Geschmack nimmt man die Unfallgefahr gerne in Kauf.

3,95 € | 4,1 von 5 Sternen | 155 ml Kaffee | 55 ml Schaum

BackWerk

Über 420 BackWerke gibt es in Deutschland. Klar, dass sich auch eine in Laufnähe des Grimm-Zentrums befinden muss. An der S-Bahn Haltestelle Friedrichstraße findet sich neben allerlei Gebäck natürlich auch ein Kaffeevollautomat zur Selbstbedienung. Auch hier handelt es sich um eine WMF-Maschine, eine davon mit Oatly ausgestattet. Die verwendeten Bohnen kommen von Tchibo und sind immerhin Fairtrade. Geschmacklich überraschend solide, das Kaffeearoma kommt trotz Hafermilch gut durch. Nur der Schaum wirkt merkwürdig seifig.



2,90 € | 2,1 von 5 Sternen | 210 ml Kaffee | 35 ml Schaum

„MEINE TRAUERBEGLEITUNG IST WIE EIN BUFFET. MAN NIMMT SICH NUR DAS, WAS MAN MÖCHTE"

Marlen Klocke ist Sozialarbeiterin und leitet ehrenamtlich zwei Trauercafés in Berlin. Die UnAuf hat mit ihr darüber gesprochen, wie es weitergehen kann, wenn eine geliebte Person nicht mehr da ist.

UnAuf: Trinken Sie tatsächlich Kaffee im Trauercafé?

Marlen Klocke: Wir trinken meistens Tee oder Wasser. Für Kaffee ist es für viele um 17 Uhr schon zu spät und auch ohne Koffein sind viele Teilnehmer schon aufgeregt genug.

UnAuf: Wie sind Sie dazu gekommen, Trauerbegleiterin zu werden?

Marlen Klocke: Ich bin ursprünglich Sozialarbeiterin und habe im Pflegeheim Menschen beraten, die bald ihre letzte Reise antreten werden und keinen Hospizplatz bekommen haben. Um bestmöglich beraten zu können, habe ich dann die Ausbildung zur Trauerbegleiterin gemacht.

UnAuf: Und warum haben Sie das Trauercafé gegründet?

Marlen Klocke: Ich habe nach meiner Ausbildung selbst Verlusterfahrungen machen müssen, was mich sehr geprägt hat. Und da war eben kein Angebot, was mich angesprochen hat. Und da habe ich gedacht, ich möchte was machen.

UnAuf: Wie sieht so ein Treffen aus?

Marlen Klocke: Ich habe mit jedem Teilnehmer ein kurzes Telefonat vor der ersten Teilnahme. Einmal im Monat betreue ich kleine Gruppen von maximal zehn Leuten, weil dann ein intensiver Austausch entstehen kann. Wir machen meistens eine kurze Vorstellungsrunde, mit Vornamen, warum die Person hier ist und das dringendste Bedürfnis, über das man reden möchte. Und dann sprechen wir.

UnAuf: Hat die Ausbildung bei Ihrer eigenen Verlusterfahrung geholfen?

Marlen Klocke: Nein. In dem Moment war mir das wirklich zu schwer. Ich würde mich schon als sehr reflektiert beschreiben, trotzdem gibt es immer Grenzen. Gerade wenn man selbst in einem Loch ist, ist es einfach schwierig, allein rauszukommen und es ist wichtig mit jemandem zu sprechen.

UnAuf: Also ist Gemeinschaft essentiell, um Verluste zu verarbeiten?

Marlen Klocke: Ja, manche in der Trauergruppe sagen auch, sie wissen gar nicht, ob sie irgendwas sagen möchten. Dann sage ich immer: „Das müssen Sie nicht." Bei mir geht es immer darum, wie es sich anfühlt und danach wird gehandelt. Und die meisten sagen dann auch was. Das ist ein schönes Zeichen. Wir lachen, wir weinen. Es ist nicht so, dass wir da nur traurig sitzen. Wir haben verschiedene Themen. Wie das Leben eben so ist.

UnAuf: Welche wiederkehrenden Themen beschäftigen die Trauernden?

Marlen Klocke: Zum einen das Thema, jetzt alleine zu sein. Häufig rückt auch die Beziehung zu den Eltern durch den Verlust wieder in den Vordergrund. Oft plätschern Beziehungen so dahin, jeder lebt sein eigenes Leben und dann verstirbt eine Person und die Hinterbliebenen reflektieren erst nach dem Verlust ihre Beziehung zu dem Verstorbenen. Das ist auch eine Chance, die darin steckt, wenn man sich wirklich mit seinen Gefühlen auseinandersetzt. Ich habe viele, die sagen: „Ja, das war schlimm, der Verlust, aber was dann passiert ist, war richtig toll."

UnAuf: Geht es oft um Schuldfragen?

Marlen Klocke: Schuld oder vielleicht ein „da hätte ich anders reagieren sollen". Gerade wenn die Beziehungen nicht so toll liefen, ist das normal. Mit dem Tod stirbt auch der Traum, dass die Beziehung doch hätte schön werden können. Andere haben Schwierigkeiten überhaupt zu trauern. Wenn man das so empfindet, dann gibt es da kein Falsch. Mir hat auch schon mal jemand nach dem Tod des Partners gesagt: Na, ich bin froh. Jetzt kann ich das erste Mal machen, was ich will.

UnAuf: Und wie kann man mit Schuldgefühlen umgehen?

Marlen Klocke: Ich sage immer, Trauerarbeit ist Arbeit. Ich beziehe alle Themen mit ein – ohne Wertung. Wir schauen uns den Tod aus verschiedenen Blickwinkeln an. Denn mein Ansatz ist, dass wir nicht ändern können,

was passiert ist. Wir können aber die Sichtweise darauf ändern.

UnAuf: Wie unterschiedlich gehen Menschen mit ihrer Trauer um?

Marlen Klocke: Meine Trauerbegleitung ist frei wie ein Buffet. Man hört Sachen und ähnlich wie beim Buffet, nimmt man sich nur das, was man möchte. Es geht auch darum, wie man, obwohl die körperliche Komponente wegfällt, Kontakt zu der verstorbenen Person aufbauen kann. Und wenn Teilnehmer dann mit der Gruppe teilen, wie sie in Verbindung mit dem Verstorbenen stehen, in Selbstgesprächen oder zum Beispiel am Telefon, dann ist das unglaublich mutig und wirklich herzergreifend schön.

UnAuf: Sie sind mit vielen Schicksalsschlägen konfrontiert. Sind sie manchmal wütend?

Marlen Klocke: Nein. Wenn wir uns unsere Gefühle wie eine Zwiebel vorstellen, dann ist Wut immer über der Trauer. Erstmal ist die Wut im Vordergrund. Trotzdem ist es so, dass wir nicht bestraft werden. Und ich habe auch manche, die dann eben sagen: Okay, mein Partner ist nicht mehr da, das kann ich nicht ändern. Ich mache jetzt alles das, was wir eigentlich zusammen machen wollten. Die Trauer wird umgewandelt und man schätzt das eigene Leben mehr.

UnAuf: Gibt es eine Sache, die Sie allen Ihren trauernden Personen mit an die Hand geben?

Marlen Klocke: Sie sind auf jeden Fall nicht alleine. Auch wenn man sich erstmal allein fühlt. Es geht darum, sich seinen Gefühlen bewusst zu werden. Wenn man sich bewusst ist, dann kann man auch sagen, okay, ich fühle jetzt diesen Schmerz, ich will jetzt nicht darüber nachdenken, ich mache jetzt Netflix an. Wenn das aber bewusst passiert, ist es ein Unterschied zu einem dauerhaften Verdrängen. Es geht darum, Trost zu finden. Und eben rauszukommen aus dieser Opferhaltung. Wir sind nicht abgestraft. Wir machen Erfahrungen.

Das Gespräch führte Linda Giesa (23). Sie studiert im Bachelor Geographie und braucht Zitronen zum Überleben.

DAS MINSK
KUNSTHAUS IN POTSDAM

ANNEMIRL BAUER

5.9.2026 – 7.2.2027

BRUCH IST IN DER WELT

A RUPTURE IN THE WORLD



Annemirl Bauer o. T. (Untitled), o. J. / n. d., Öl auf Holz (Schubladen) / oil on wood (drawer), 38,5 × 40,5 cm, Detail / detail. Annemirl Bauer Archiv / Annemirl Bauer Archive © VG Bild-Kunst, Bonn 2026. Foto / Photo: Jens Ziehe

DASMINSK.DE

BERLINS MOTOR OHNE TREIBSTOFF - WIE DIE KULTURSZENE UMS ÜBERLEBEN KÄMPFT

Jakob Gerstberger (26, er/ihm) studiert im Master Kulturwissenschaft und braucht Musik zum Überleben.

Kultur in Berlin steht vor enormen Herausforderungen. Die UnAuf hat nachgefragt: Wie ist die Stimmung? Die Antworten zeigen gemeinsame Lösungsansätze, große Hürden und so manche überraschende Herausforderung.

Um die Orte der Kultur in Berlin am Leben zu halten, benötigt es viele leidenschaftliche Betreiber*innen und kontinuierlich zur Verfügung stehende Ressourcen. An vielen Stellen ist das über die letzten Jahre schwieriger geworden. Durch wirtschaftliche Probleme, verstärkt durch starke Kürzungen der städtischen Kulturförderung und Standortkonflikten mussten einige Orte komplett schließen oder drastische Programmänderungen vornehmen. Doch wie ist die breitere Stimmung unter den der Betreiber*innen? Was läuft gut, was eher nicht und welche Bedeutung spielt die Kulturpolitik des Bundes und von Berlin für die Kulturorte?

Finanzierung und steigende Kosten

Zuallererst eine positive Nachricht: Keiner der acht Orte, die auf unsere Anfrage geantwortet haben, sieht sein Überleben aktuell als akut gefährdet. Entscheidend für das Überleben ist die Finanzierung. Wie gut diese aufgestellt ist, unterscheidet sich durch die primären Finanzierungsströme und Wirtschaftsmodelle. Kinos sind wirtschaftliche Geschäftsbetriebe, die größtenteils ohne Subventionierung ihre Kosten fast ausschließlich durch Publikumseinahmen decken müssen. Ausstellungsorte und kleinere Kulturorte sind wiederum stärker auf Förderung angewiesen.

Durch die Kürzungen im Haushalt 2025 musste das KW Institute for Contemporary Art etwa mit einem um 14 Prozent reduzierten Budget arbeiten – bei gleichbleibenden und teils gestiegenen Betriebskosten. Darüber hinaus gibt es auch noch Sondersituationen. Das KINDL-Zentrum für zeitgenössische Kunst wird zu einem großen Anteil durch ein Eigentümerpaar aus der Schweiz finanziert. Das U-Bahn Museum Berlin kommt mit wenigen Mitteln aus, weil die Räumlichkeiten inklusive Energie von der BVG bereitgestellt werden und der Betrieb durch ehrenamtlichen Vereinsmitglieder getragen wird. Steigende Kosten betreffen allerdings fast alle der Kulturorte. Durch Kriege und die Energiekrise sind die laufenden Kosten stark angestiegen. Auch der Transport und Materialien sind teurer geworden.

Der Literatur-Programmleiter der Brotfabrik, Alexander Graeff, bemerkt ein weiteres wirtschaftliches Problem: Wenn das Publikum selbst weniger Geld zur Verfügung hat, spart es zuerst am Besuch von Kulturveranstaltungen und die Künstler*innen in Berlin, welche für ein Haus der freien Szene essentiell sind, können „kaum mehr in Berlin überleben, finden keine Wohnungen und Arbeitsräume".

Einsparungen, Probleme und Änderungen

Um den Spagat zwischen steigenden Kosten und sinkenden Finanzierungen zu bewältigen, sind schmerzhafte Einsparungen und Änderungen notwendig. Das KW musste unter anderem im Ausstellungsprogramm kürzen, Gebühren für ehemals kostenfreie Angebote erheben und Langzeitprojekte zu Nachhaltigkeit, Inklusion und Digitalisierung stoppen oder pausieren. Ähnlich geht es dem Literaturhaus Berlin, welches seinen seit 2018 jährlich stattfindenden Europatag aus dem Programm streichen musste und mit immer weniger Personalmitteln die beliebten Live-Veranstaltungen organisiert. Ein Anstieg der Kosten zwingt manche Orte dazu, Ticketpreise zu erhöhen. Um weiterhin niemanden auf Grund der persönlichen finanziellen Lage von Konzerten auszuschließen, hat sich das Kollektiv der Konzertvenue Schokoladen dazu entschieden ein Ticketsystem mit „Socialtickets" einzuführen, welche durch Unterstützer*innen die freiwillig ein etwas teureres Supporticket kaufen querfinanziert wird. So kann das Schokoladen weiterhin eine faire Gage für Musiker*innen bezahlen und die Preise niedrig halten. Ein ähnliches Ticketsystem wird auch in anderen kleineren Berliner Konzertvenues angeboten.

Manche Probleme sind sehr ungewöhnlich und singulär. Das Berliner U-Bahn Museum hat zwar keine wirtschaftlichen Probleme, was ihnen aber Sorgen bereitet „ist die überalternde Gesellschaft", sagt Angelo Manig, Schriftführer des Arbeitsgemeinschaft Berliner U-Bahn e.V. Im Verein liegt der Altersdurchschnitt bei 60 Jahren und ausschließlich die älteren Mitglieder, viele davon ehemalige BVGler*innen, haben mit der alten Technik gearbeitet. Mit dem Ableben dieser Mitglieder geht auch das Fachwissen verloren.

Zusammenhalt und neue Strategien

Um Stammpublikum zu halten und neue Gruppen anzusprechen, bedarf es einer kontinuierlichen Anpassung der Strategie. „Natürlich dürfen wir uns nie ausruhen", sagt Gerhard Gross, der Geschäftsführer des Hackesche Höfe Kinos. Der Wettbewerb in der Kinohauptstadt Berlin ist enorm und deswegen setzt das Kino seit Jahren darauf, insbesondere ein junges Publikum anzusprechen und neben dem regulären Betrieb viele besondere Programm-Formate anzubieten. Unter anderem mit den Retrospektiven im analogen 35-mm-Format. Das KW hat in Anbetracht der Haushaltskürzungen verstärkt auf die Einwerbung von Drittmitteln, Spenden und Unternehmenspartnerschaften gesetzt. Dabei stößt das KW in Deutschland auf strukturelle Grenzen. Denn, die spezialisierten Abteilungen fehlen und im politisch aufgeladenen Klima reagieren Drittmittelgebende bei potenziell kontroversen Themen zurückhaltend.

Nahezu alle Kulturorte, die auf die Anfrage der UnAuf geantwortet haben, sind im engeren Austausch mit anderen Akteuren ihrer Branche. Die Orte stehen über Interessenvertretungen und Verbände wie der Clubkommission in Kontakt oder beteiligen sich an gemeinsamen Kampagnen. Manche Kooperationen sind nochmal intensiver. Das Berliner U-Bahn Museum wird bei der Rettung von alten U-Bahnzügen vom Berliner Technikmuseum unterstützt und arbeitet mit anderen Vereinen zusammen, um gemeinsame Sonderfahrten zu organisieren.

Am eindrucksvollsten zeigt sich der Zusammenhalt der Kulturbranche am Beispiel des Literaturhauses Berlin. Zwei Jahre lang musste das Team den Standort in der Fasanenstraße wegen Bauarbeiten verlassen und war dabei auf die Gastfreundschaft anderer Kulturorte angewiesen. Die daraus entstandene „Li-Be für die Stadt" Tour ist laut den Leiterinnen des Literaturhaus Berlin, Janika Gelinek und Sonja Longolius, erfolgreich gewesen. Sie fühlten sich herzlich willkommen bei den über 80 Orten der Stadt und sahen auch einen kulturellen Mehrwert für das Publikum durch die resultierenden Programmverbindungen.

Forderungen an die Politik

Aus Sicht von Emma Denby, der Leiterin des KW, stellt die Politik „die Weichen für die Zukunftsfähigkeit des Kulturstandort Berlins". Sie wünscht sich verlässlichere finanzielle Planungssicherheit und modernisierte rechtliche Rahmenbedingungen für neue Finanzierungs- und Fundraising-Modelle. Am wichtigsten ist Emma Denby „ein klares, bedingungsloses Bekenntnis zur Kunstfreiheit". Andere Kulturbetreiber*innen wünschen sich einen tieferen Dialog mit politischen Entscheidungsträgern und Wertschätzung für den Mehrwert der Kulturorte für Berlin. Sowohl das KINDL, als auch das Literaturhaus Berlin betonen, dass die Kultur auch wirtschaftlich für die Stadt wichtig sei und sich Förderungsfinanzierungen letztendlich in vielfacher Weise auszahlen. Die Leiterin des Literaturhauses Berlin fügte noch ein treffendes Statement hinzu, was sich mit dem Stimmungsbild anderer Antworten der befragten Orte deckt: „Kultur ist der Motor dieser Stadt und macht sie erst zu dem Ort, den wir lieben #BerlinIstKultur."

Die UnAufgefordert hat für diesen Artikel Antworten erhalten von: Hackesche Höfe Kino, Literaturhaus Berlin, KINDL – Zentrum für zeitgenössiche Kunst, KW Institute for Contemporary Art, Schokoladen, Arbeitsgemeinschaft Berliner U-Bahn e.V., GLASHAUS. Verein der Nutzer der Brotfabrik e.V. und Stiftung Jüdisches Museum Berlin. Insgesamt wurden 30 verschiedene Kulturorte angefragt. Davon befanden sich viele jedoch in der Sommerpause.

AUF DER SUCHE NACH DER MENSCHLICHKEIT: EIN METRO 2033 ESSAY

Finn Oster (19, er/ihm) studiert im Bachelor Geschichte und Chemie mit Lehramtsbezug und braucht seine Yorck Unlimited Karte zum Überleben.

Die beiden Videospiele *Metro 2033* und *Metro Last Light* erzählen die Geschichte von Artyom, einem jungen Mann in einer kaputten Welt. Um zu Überleben muss er sich beweisen, doch dazu gehört manchmal mehr als Mut.

Wir schreiben das Jahr 2033: Nach einem Atomkrieg von apokalyptischen Ausmaßen liegt die Welt in Trümmern. Der letzte Rest der Menschheit, etwa 40.000 verlorene Seelen, lebt eingepfercht in der Moskauer Metro. Zwischen von Faschisten, Kommunisten oder Banditen kontrollierten Stationen wächst Artyom als Waisenkind in einer verrotteten Gesellschaft auf. Die Erdoberfläche ist nur mit einer Gasmaske betretbar, Ressourcenknappheit und Gewalt sind an der Tagesordnung.

Als 24-jähriger Artyom wachen wir eines Morgens mit der Nachricht auf, dass unser Freund Hunter heute in unserer Heimatstation ankommt. Er berichtet von einer neuen Gefahr in Form von schattenhaften, humanoiden Gestalten. Die sogenannten „Dark Ones" treiben die schutzlosen Bewohner*innen der umliegenden Tunnel in den Wahnsinn, bis sie sich gegenseitig zerfleischen. Artyom wird nun geschickt, um Hilfe zu holen. Auf seiner Reise hetzen wir von einer Gefahr in die nächste, stellen uns gegen Mensch und Tier, um schlussendlich zum finalen Schlag anzusetzen. Geplagt von Visionen der dunklen Gestalten löst Artyom das Raketenzielsystem aus und vernichtet die Kreaturen. Im finalen Monolog fragt er sich, ob der Welt „an diesem Tag nicht doch etwas verloren [ging]".

Die Last der Entscheidungen



Die Welt der Metro ist eine Einöde aus Perspektivlosigkeit, jeder Rest an Menschlichkeit scheint verloren zu sein. Eine Gesellschaft der Extreme. Geld wurde als geläufige Währung schon lange durch Munition ersetzt, denn die Patrone, die die Schädeldecke deines Feindes durchdringt, hat immerhin einen realen Gegenwert. In den klaustrophobischen Tunneln wirkt jedes Loch in der Decke, jeder weiße Lichtstrahl aus der verstrahlten Atmosphäre, wie ein Tor in die Freiheit. An der Oberfläche wirkt dasselbe Licht kalt und entblößend. Fliegende Bestien stürzen erbarmungslos aus dem blendenden Himmel herab, bis man sich wie eine Ratte wieder verkriecht, in der Hoffnung auf ein wenig Schutz.

In dieser Welt wird der*die Spieler*in als Artyom wiederholt mit Entscheidungen konfrontiert. Den Nazi-Außenposten in die Luft sprengen oder unbemerkt vorbei schleichen? Je nachdem wie konfrontativ und achtlos sich der Protagonist verhält, wie vielen Menschen er auf seiner Reise hilft, verändert sich ein geheimer Moralwert und mit genügend Punkten ändert sich der Ausgang des Spiels. Artyom zerstört das Zielsystem, die Raketen starten nicht und der Kreislauf der Gewalt wird durchbrochen.

„Das letzte Licht der Hoffnung in diesem Reich der Finsternis"

Der grandiose Kniff der Fortsetzung ist, dass sich das schlechte Ende als kanonisch erweist. Artyom muss mit den Folgen seiner Entscheidung kämpfen. Auf der Reise wird seine vergangene Entscheidung hinterfragt. Er erfährt, dass seine Opfer eigentlich keine Schuld trifft und dass sie in friedlicher Harmonie leben wollten. Wieder vor die Wahl gestellt, handelt er diesmal anders: Er rettet die verbleibenden Wesen. Auch hier entscheiden wieder Moralpunkte über den Ausgang des Spiels, nur dass das wahre Ende diesmal das Gute ist. Ein überlebendes Kind der „Dark Ones" wird als die einzige Hoffnung beschrieben, nur wenn Artyom geläutert wird, wenn er zu seiner Menschlichkeit zurückfindet und seinen Fehler wieder gut macht, kann die Menschheit überleben.

Seine Geschichte lehrt uns eines: Überleben ist mehr als ein schlagendes Herz, es ist das Versprechen an uns selbst, nicht unsere Menschlichkeit zu verlieren.

Bildrechte: 4A Games

WER BERLIN IN DER KATASTROPHE HILFT



Daria Schriever (27, sie/ihr) studiert im Master Physik und braucht Optimismus zum Überleben.

Wie gut ist Berlin auf Katastrophen vorbereitet? Stromausfälle, Hitzewellen – beides hat die Stadt schon hinter sich. Wer im Ernstfall hilft, sind vor allem Ehrenamtliche und denen fehlt es an Geld, Nachwuchs und Anerkennung.

Im Alltag auf dem Campus Adlershof scheint Katastrophenschutz erstmal kein Thema zu sein. Wer einen suchenden Blick zu den Dächern wendet, entdeckt Solaranlagen, Mobilfunkmasten, aber keine Sirenen. Laut der Senatsverwaltung gibt es drei einsatzbereite Sirenen im gesamten Ortsteil Adlershof. Zusätzlich gibt es NINA, eine Warn-App des Bundes. So warnte das Handy in diesem Jahr oft vor Tagen extremer Hitze. Schatten und Trinkwasser finden sich auf dem Campus nur in den Gebäuden.

Wo gehen Menschen hin, die plötzlich in einer Krisensituation sind? Leuchttürme sollen den Weg weisen. Sie sind Not-Anlaufstellen, die Informationen und Notfallkommunikation bereitstellen sollen. Für Adlershof ist dieser Leuchtturm das Bezirksamt Treptow-Köpenick. Das Bezirksamt findet wahrscheinlich nur, wer genau danach sucht. Das einheitliche Symbol der Leuchttürme ist nicht zu sehen. Bei einem spontanen Besuch im Bezirksamt heißt es, es sei ein Raum eingerichtet, aber die zuständigen Mitarbeitenden nicht anwesend. Allerdings werden die Leuchttürme auch erst in der Katastrophenlage aktiviert.

Wasser, Dosen und ein Kurbelradio. Der deutsche Katastrophenschutzratgeber empfiehlt, einen Vorrat für mindestens drei Tage anzulegen. In vielen Berliner Kellern stehen nur Fahrräder und Sperrmüll. Trotz einer diffusen Angst scheint eine Katastrophe seltsam fern.

Kein Licht, keine Heizung

Mit einer Katastrophe begann aber dieses Jahr in Berlin. Ein Stromausfall bei Minusgraden traf 100.000 Menschen in Steglitz-Zehlendorf. Auf Ebene der Länder agieren im Katastrophenschutz vor allem private Hilfsorganisationen und die Feuerwehr. Eine davon ist der Arbeiter-Samariter-Bund (ASB) Berlin. Nikolaus Pastillé ist dort stellvertretender Fachdienstleiter im Bereich Katastrophenschutz.

Die Mitarbeiter*innen seiner Organisation haben bei dem Stromausfall 2.500 Einsatzstunden geleistet. Der Einsatz der Hilfsorganisationen sei zu wenig gesehen worden. Sie hätten sich deutlich mehr erhofft, beklagt Pastillé. Berlins Bürgermeister, Kai Wegner, hatte eine Expert*innenkommission berufen. Ihr Bericht zur Resilienz Berlins erschien im Juli. Laut Pastillé habe die Kommission für ihren Bericht nicht mit den Hilfsorganisationen gesprochen.

Pflegefeldbetten

Zu den aktuellen Vorbereitungen seiner Organisation sagt Pastillé: „Während früher der Fokus vor allem auf der Versorgung von Verletzten lag, so liegt er heute stärker auf der Betreuung der Betroffenen." Sie beschaffen Pflegefeldbetten und arbeiten daran, grundlegende Pflegekompetenzen aufzubauen. Auch für den Nachwuchs im Katastrophenschutz ist die Überalterung der Bevölkerung ein Problem. Zudem gebe es durch den fehlenden Nachwuchs und steigende Qualifizierungsanforderungen immer weniger junge Menschen in Leitungspositionen. Die Aus- und Fortbildungen müssen am Wochenende oder im Urlaub geleistet werden.

Zehn Tage Ausnahmesituation

Als Maßstab für ihre Einschätzung setzte die Expert*innenkommission eine Katastrophe an, die zehn Tage andauert. Bis 2029 solle die Bewältigung einer solchen Katastrophe von allen Akteur*innen in Berlin gewährleistet sein. Laut dem ASB Berlin sei das größte Problem dabei der Mangel an ehrenamtlichen Kräften. Dies beklagt auf Anfrage auch der Malteser Hilfsdienst.
90 Prozent aller Einsätze im Bevölkerungsschutz werden laut der Bundesregierung durch Ehrenamtliche



Illustration: Dia Diekmann

geleistet. Menschen, die in einer Notlage helfen, ohne einer Hilfsorganisation anzugehören, werden „Spontanhelfende“ genannt. Der ASB sei dabei, spezielle Koordinierungseinheiten zu konzipieren, die als Anlaufstellen für die nicht organisierten Freiwilligen dienen. Pastillé schätzt, dass sich von Seiten der Hilfsorganisationen ein Szenario von zehn Tagen noch bewältigen ließe, darüber hinaus dürfte es schwierig werden.

Mittellose Retter*innen

Im aktuellen Berliner Doppelhaushalt sind 0,1 Prozent der Ausgaben für öffentliche Sicherheit und Ordnung für den Bevölkerungsschutz eingeplant. Beim ASB Berlin werden zwanzig Jahre alte Fahrzeuge durch fünfzehn Jahre alte Fahrzeuge abgelöst. Die Hilfsorganisationen finanzieren sich größtenteils über Spenden. Gemäß dem Katastrophenschutzgesetz des Landes Berlin bekommen die Hilfsorganisationen Zuwendungen vom Land. Für die Schutzausrüstung einer Person gebe es zum Beispiel pauschal 100 Euro, diese koste aber mittlerweile fast 1.000 Euro.

Im Schnitt arbeiten die Ehrenamtlichen im Katastrophenschutz 15 Stunden pro Woche, erklärt Pastillé. Die Hilfsorganisationen fordern eine gesetzliche Gleichstellung ihrer ehrenamtlichen Kräfte gegenüber denen der Feuerwehr und des Technischen Hilfswerks. Dazu würde zum Beispiel ein Lohnausgleich für die Arbeitgeber gehören. Auch in Berlin fehlt diese Gleichstellung.

Das, was den Menschen am Ehrenamt gefällt, sagt Pastillé, sei das Voneinanderlernen. Im Ehrenamt treffe sich ein Querschnitt der Bevölkerung. Er erinnert sich auch an die Hilfe für Geflüchtete 2015: „Auch nach 16 Stunden in der Notunterkunft, war es für uns das Wertvollste überhaupt, wenn man den Menschen irgendwann ein Lächeln ansieht und merkt: Das, was wir hier machen, hat wirklich geholfen.“

Wer sich selbst versorgen kann, verschafft den Einsatzkräften Zeit für die, die es nicht können. Gegen Ängste und Sorgen empfiehlt der Katastrophenschutzratgeber des Bundesamts für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe, Vorsorge für sich und andere zu treffen. Ob im Ehrenamt oder in der direkten Nachbarschaft, der eigene Einsatz könnte die Ohnmacht nehmen und Zuversicht geben.

Psychologische Beratung der HU: Hilfe ist erlaubt!

Wieso nehmen psychische Erkrankungen gerade unter jungen Student*innen zu und welche Art der Unterstützung kann ihnen tatsächlich helfen? Es geht um Leistungsdruck, Prüfungs- und Zukunftsängste: Dr. Maria Zimmermann, psychologische Fachangestellte an der HU, klärt auf und zeigt auf, dass es kein „noch nicht schlimm genug“ geben muss.

UnAuf: Warum sind Student*innen besonders anfällig für psychische Belastungen?

Dr. Maria Zimmermann: Das Studium ist eine Lebensphase, in der viele wichtige Entwicklungsaufgaben gleichzeitig bewältigt werden müssen. Viele ziehen erstmals von zu Hause aus, organisieren ihren Alltag eigenständig, bauen neue soziale Netzwerke auf und fühlen sich dabei oft erst mal einsam – Sie treffen Entscheidungen über ihre berufliche Zukunft und müssen sich gleichzeitig mit den Anforderungen ihres Studiums auseinandersetzen. Hinzu kommt, dass viele Studierende neben dem Studium arbeiten oder familiäre Verantwortung übernehmen. Dadurch entstehen häufig Situationen, in denen die Anforderungen größer werden als die verfügbaren Ressourcen. Das bedeutet nicht, dass Studierende grundsätzlich weniger belastbar sind: Vielmehr treffen in dieser Lebensphase – besonders viele Unsicherheiten und Herausforderungen gleichzeitig aufeinander.

UnAuf: In den vergangenen Jahren sprechen Studien immer häufiger über psychische Belastungen von Student*innen. Spiegelt sich diese Entwicklung in Ihrer Arbeit wider?

Dr. Maria Zimmermann: Psychische Gesundheit hat in den vergangenen Jahren deutlich mehr Aufmerksamkeit bekommen. Das erlebe ich als eine sehr positive Entwicklung, weil viele Studierende heute offener über Belastungen sprechen und eher bereit sind, Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Auch in der Psychologischen Studienberatung erleben wir eine hohe Nachfrage, die über die letzten Jahre zugenommen hat.

UnAuf: Welche Angebote bietet die Psychologische Studienberatung an?

Dr. Maria Zimmermann: Die Psychologische Studienberatung unterstützt Studierende bei psychischen Belastungen, privaten und studienbezogenen Herausforderungen. Unsere Beratung ist kostenfrei, vertraulich und freiwillig. Wir beraten beispielsweise bei Prüfungsängsten, Motivationsproblemen, Krisen, Entscheidungsfragen, Belastungen im Studienalltag oder wenn Studierende Orientierung im Umgang mit ihrer psychischen Erkrankung oder bei der Suche nach weiterführenden Hilfsangeboten benötigen.

UnAuf: Wie können Student*innen auf diese Angebote aufmerksam werden beziehungsweise einen Termin vereinbaren?

Dr. Maria Zimmermann: Studierende können persönliche Beratungstermine in unserer telefonischen Sprechstunde vereinbaren oder über unser Online-Buchungssystem selbstständig Online-Beratungstermine vereinbaren. Darüber hinaus bieten wir regelmäßig Webtalks, Vorträge und Gruppenangebote an. Wir informieren über Themen wie Prokrastination oder darüber, welche Wege es in Richtung Psychotherapie gibt. Gemeinsam schauen wir dann häufig darauf, welche Ressourcen bereits vorhanden sind, welche Belastungen verändert werden können oder auch welche nächsten Schritte in der jeweiligen Situation hilfreich sein könnten.

UnAuf: Warum zögern viele Student*innen, sich Hilfe zu suchen? Welche Gründe beobachten Sie dafür?

Dr. Maria Zimmermann: Wir hören häufig in unseren Beratungen, dass viele Studierende glauben, ihre Probleme seien „noch nicht schlimm genug" oder andere hätten Unterstützung dringender nötig. Manche hoffen, dass sich die Situation von selbst verbessert, oder sind unsicher, was sie in einer psychologischen Beratung überhaupt erwartet. Deshalb ist es uns besonders wichtig zu vermitteln, dass kein Problem „zu klein" für eine Beratung ist. Es genügt das Gefühl, dass ein Gespräch gut tun oder dabei helfen könnte, die eigene Situation besser zu sortieren. Oft kann bereits ein einziges Gespräch helfen, Belastungen besser einzuordnen, neue Perspektiven zu entwickeln, eigene Ressourcen zu aktivieren oder gemeinsam erste Schritte zu planen.

UnAuf: Welchen Rat würden Sie Student*innen geben, die sich überfordert fühlen oder das Gefühl haben, den Anforderungen des Studiums nicht mehr gerecht zu werden?

Dr. Maria Zimmermann: Zunächst einmal würde ich sagen: Ihr seid mit diesem Gefühl nicht allein. Sehr viele Studierende erleben Phasen, in denen sie das Gefühl haben, den Anforderungen des Studiums nicht mehr gerecht zu werden. Hilfreich ist es, solche Belastungen ernst zu nehmen und nicht zu warten, bis sie immer größer werden. Oft kann schon ein Gespräch mit vertrauten Menschen, einer Lerngruppe oder einer Beratungsstelle dabei helfen, die Situation zu sortieren und erste kleine Schritte zu entwickeln. Dabei geht es nicht darum, sofort alle Probleme zu lösen, sondern den nächsten machbaren Schritt zu finden. Professionelle Unterstützung in Anspruch zu nehmen ist kein Zeichen von Schwäche, sondern ein verantwortungsvoller Umgang mit der eigenen Gesundheit. Ihr dürft euch Hilfe holen!

Das Gespräch führte Lea-Nadin Knopke (23). Sie studiert im Bachelor Geschichtswissenschaften und Deutsch und braucht sämtliche Variationen von Pasta zum Überleben.



Illustration: Lucia Maluga

UnAufgefordert. Unabhängige Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin seit November 1989.

